

DIE LITERARISCHE WELT

WELT AM SONNTAG | NR. 23 | 4. JUNI 2023 | SEITE 1



UNSERE GESCHICHTE, DIE STRASSE UND ICH

Wie der 17. Juni 1953 Deutschland bis heute prägt. Von Anne Rabe

Beim Herannahen der Sowjet-Panzer flüchten sie in den amerikanischen Sektor: Ost-Berliner Demonstranten am 17. Juni 1953

Der 17. Juni war eine Straße für mich. Die Schneise durch den Tiergarten vom Ernst-Reuter-Platz über die Siegessäule. Ein breiter Radweg, durch den ich als Studentin fuhr, um als Servicekraft im Deutschen Theater zu jobben. Auf dem nächtlichen Rückweg musste ich, beim Anblick der Prostituierten, jedes Mal an die Autofahrt denken, bei der ich mit meinem kleinen Bruder auf dem Rücksitz von Freunden unserer Eltern saß. Sie sollten uns zu sich ins Bett bringen, damit die Eltern noch tanzen konnten. „Such dir eine aus“, sagte der Mann am Steuer, und wir schämten uns, weil wir es nicht lustig fanden.

So kam ich nach Berlin und so kamen vermutlich viele nach Berlin. Ohne zu wissen, warum diese Straße heißt, wie sie heißt. Am ehesten wissen noch die Touris, dass dieser 17. Juni nicht bloß eine Straße ist. Sie folgen dem Regenschirm eines Tourguides, und der erzählt ihnen dann an der Leipziger Straße vor dem sozialistischen Wandgemälde mit dem Titel „Aufbau der Republik“, dass es sich bei dem Gebäude hinter ihnen zunächst einmal um das Reichsluftfahrtministerium von Hermann Göring gehandelt habe, dann in der DDR um den Regierungssitz, das Haus der Ministerien, ab 1991 um die Heimstadt der Treuhänder und nun um das Detlev-Rohwedder-Haus, in dem das Finanzministerium residiert. Und dass auf diesem Platz vor eben jenem grauen Klotz am 17. Juni 1953 die Berliner Arbeiter gegen die Erhöhung der Arbeitsnormen protestierten.

In den Köpfen der Touristen legen sich die verschiedenen Schichten Geschichte der Stadt übereinander und am Ende ist nicht mehr von ihnen übrig, als das, was sie tatsächlich sehen, ein großer grauer Block gegenüber einer Shopping-Mall. Und weiter geht's zum Holocaust-Mahnmal.

Auf meinem Weg ins Büro, das unweit vom Platz des Volksaufstands liegt, steige ich manchmal hier schon vom Rad. Dann hebe ich das Rad auf den Gehweg und schiebe es quer über den Platz. Ich zünde mir eine Zigarette für den Restweg an und gehe zum Denkmal für den Volksaufstand. Es ist ein Bild von Demonstranten, das man in den Boden eingelassen hat. Tritt man heran, sieht man in die ängstlichen Gesichter der jungen Männer, wie sie einander untergehakt die Leipziger Straße runterlaufen, um hier an diesem Platz die DDR-Regierung abzusetzen. Und automatisch hebt sich dann der Blick, und man sieht an der

Front das Ideal, das Grotewohl und Ulbricht hier haben anbringen lassen. Auch das Wandgemälde zeigt die Arbeiter der Baustellen auf der Stalinallee. Nur drei Monate nachdem diese Arbeiter ihnen hier an den Kragen gewollt hatten, weihen die DDR-Granden das Fliesenbild ein. Wie zum Trotz. Die Geschichte haben noch immer sie geschrieben!

Als die sowjetischen Panzer gegen Mittag des 17. Juni 1953 am Potsdamer Platz eintrafen, war längst besiegelt, dass der Volksaufstand gegen die Führung des noch jungen Staates DDR ein blutiges Ende nehmen würde. Die Sowjets hatten das Kriegsrecht verhängt und der DDR-Führung die Regierungsgewalt abgenommen, um sie so für Ulbricht, Pieck und Grotewohl vor ihrer eigenen Bevölkerung zu sichern.

Was mit einigen Streiks in den letzten Tagen auf den Baustellen in der prestigeträchtigen Stalinallee in Ost-Berlin begonnen hatte, war vom Rundfunk des amerikanischen Sektors, dem Rias, über das ganze Land verbreitet worden und hatte so einen Aufstand in mehr als 500 Orten überall in der Deutschen Demokratischen Republik bewirkt. Richteten sich die anfänglichen Forderungen der Aufständischen vor allem gegen die Normerhöhungen, wurde bald schon der Ruf nach freien Wahlen, Absetzung der Regierung und Freilassung der politischen Gefangenen laut. Am Vormittag hatten Jugendliche die Sowjetfahne vom Brandenburger Tor geholt, und immer selbstbewusster wurde nun auch der Wunsch vorgetragen, die Besatzer mögen sich davonmachen. An den Sektorgrenzen zerstörten die Demonstranten Grenzschilder. Einen kurzen Moment lang schien das Ende der kommunistischen Herrschaft möglich.

Doch die Sowjets schickten ihre Panzer und Soldaten, um die gewünschte Ordnung wiederherzustellen. 55 Menschen starben am 17. Juni selbst, durch Todesurteile oder kurz darauf in der Haft. Etwa 10.000 Menschen wurden festgenommen und zu oftmals hohen Zuchthausstrafen verurteilt. Der Aufstand wurde als vom Westen gesteuert, faschistischer Putsch gebrandmarkt. In dem Land, in dem der Antifaschismus zu den Gründungsmythen gehörte, aus dem die SED ihre moralische Überlegenheit und Legitimation speiste, war dies das Urteil, das die Bevölkerung zum Schweigen verdammt. Zum Schweigen auch über die Jahre des stalinistischen Terrors, die dem Volksaufstand vorausgegangen waren. Dieser Terror gegen Systemoppositionelle in der frühen DDR war mit dafür verant-

wortlich, dass nicht nur in Ost-Berlin, sondern im ganzen Land die Menschen auf die Straße gingen und dem Aufruf zum Generalstreik folgten.

Im Jahr vor dem Aufstand hatte man es besonders auf die Jugend der jungen Republik abgesehen. Sie sollten auf Linie gebracht werden, schließlich waren sie die Zukunft. Ihr Denken, ihr Fühlen, ihr Wollen, alles sollte sozialistisch sein.



ES PASST NICHT ZUSAMMEN, ZU BEFÜRCHTEN, AUTORITÄRE STRÖMUNGEN KÖNNTEN DIE DEMOKRATIE GEFÄHRDEN. ABER GLEICHZEITIG NICHT VERSTEHEN ZU WOLLEN, WO WIR HERKOMMEN

ANNE RABE

Zum Beispiel in Werder an der Havel, einer Kleinstadt nahe Berlin. Hier hatten sich Schülerinnen und Schüler der Oberschule zu einer Theatergruppe zusammengefunden. Ihre Kindheit verbrachten sie im Nationalsozialismus, mit Hitlerjugend und Jungmäddebund. Sie waren zu jung gewesen, um noch in den Krieg zu müssen und die Niederlage des nationalsozialistischen Regimes bescherte ihnen nicht nur Frieden, sondern auch den Rock 'n' Roll. An den Wochenenden führen sie nach West-Berlin, um dort zu tanzen und das Leben, das ihnen gerade so geblieben war, zu feiern. In die neu ge-

gründete Freie Deutsche Jugend wollten sie nicht eintreten. Wieder Uniformen, Fahnen und Fackelmärsche? Bloß nicht. Doch als sie ihre Stücke auch aufzuführen wollten, sagte man ihnen, dass sie dafür eben doch in die FDJ und den Kulturbund müssten. Der Frust darüber trieb sie in den Widerstand, denn inzwischen war klar, dass viele mit ihrer Verweigerung auch keine Zulassung für das Abitur und ein Studium bekommen würden. Deshalb nahmen sie in West-Berlin Kontakt zur antikommunistischen „Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit“ auf, die ihnen bei der Erstellung von Flugblättern half.

Aber es dauerte nicht lange, bis ihnen die Stasi auf die Schliche kam. Auf eine erste Verhaftungswelle, auf nächtliche Verhöre, denen sie, von denen einige noch Teenager waren, kaum standhielten, folgte eine zweite und schließlich eine Reihe von Urteilen. 24 junge Menschen wurden 1952 vor ein sowjetisches Militärgericht gestellt und sieben von ihnen zum Tode verurteilt. Für die Verteilung von Flugblättern. Ohne ihre Familien darüber zu informieren, setzte man sie in einen Zug nach Moskau, wo sie per Genickschuss hingerichtet wurden. Erst nach dem Ende der DDR erfuhren die Angehörigen, was passiert war.

Der Tod von Johanna und Heiner Kuhfuß, Jochen Trübe, Wilhelm Schwarz, Günther Nawrocki, Inge Wolf und Heinz Unger aus Werder an der Havel war keine Ausnahme in den ersten Jahren der DDR. Insgesamt gab es von 1950 bis 1955 etwa 1000 solcher vollstreckten Todesurteile durch das sowjetische Militärtribunal. Zehntausende weitere wurden in Lager verbracht oder mussten unter unmenschlichen Bedingungen in Zuchthäusern um ihr Überleben kämpfen. Überall im Land verschwanden Menschen aus nichtigen Gründen. Um mit Angst und Schrecken die Macht zu sichern.

Auch gegen diese Gewalt bäumten sich am 17. Juni landesweit mehr als eine Million Männer und Frauen auf. Und dass dieser Aufstand ein so schmerzhaftes Ende nehmen würde, prägte die nächsten 36 Jahre DDR-Geschichte. Das Schweigen über die Ereignisse wurde zum Grundton der Republik. Es dauerte knapp vier Jahrzehnte, bis der Mut aus dem Sommer 1953 zurückkehrte und das SED-Regime diesmal wirklich zu Fall brachte.

Im Westen hatte man wenige Wochen nach dem Aufstand den 17. Juni zum Nationalfeiertag erklärt. Dies war vor allem eine Spitze gegen das SED-Regime, was noch einmal deutlich wurde,

als man diesen Feiertag nach der Wiedervereinigung recht geräuschlos entsorgte. Die Opfer des 17. Juni und der Jahre davor hatten ohnehin kein Gesicht, denn erst die Öffnung der Stasi-Archive ermöglichte eine umfangreiche Aufarbeitung. Wer will, kann sich darüber informieren, wer möchte, kann zum Denkmal in der Leipziger Straße gehen oder eben auch daran vorbei, weil man es erst sieht, wenn man gezielt an die Bodenplatte herantritt.

Seit 1989 haben wir uns, Ost wie West, daran gewöhnt, die DDR von ihrem glücklichen Ende her zu erzählen. Aus sehr unterschiedlichen Gründen. Für den Westen waren die Opfer des 17. Juni nun nicht mehr interessant. Und der Osten war durchaus dankbar für das laute Schweigen, das nicht nach Schuld fragte und auch nicht an der Scham rührte.

Die Folge ist eine große Unwissenheit über vier Jahrzehnte Geschichte unseres Landes und die Verweigerung, die Prägung durch diese Geschichte anzuerkennen. Nur so ist erklärbar, warum die wiederkehrenden Gesellschaftsdebatten über die Verschiedenheit von Ost- und Westdeutschland sich tatsächlich um Fragen drehen, ob man die Geschichte der DDR auch als Alltagsgeschichte erzählen könnte, in der die Diktatur kaum eine Rolle gespielt hätte. Und nur so ist es möglich, 1989 als eine Stunde null zu behaupten, von der an mediokre westdeutsche Eliten begonnen hätten, vor allem die männliche ostdeutsche Bevölkerung zu diskriminieren.

Eine solche Geschichtsbetrachtung und Gesellschaftsanalyse ist tatsächlich nicht den Altvorsorden der Linkspartei vorbehalten, sondern kommt heute auch aus einem akademischen Milieu und wird landauf, landab in allen seriösen Formaten unserer Diskussionskultur ernsthaft besprochen. Es funktioniert so gut, weil dann die Wut endlich wieder einen Kanal hat und der Stolz einen Schrein. Doch es passt nicht zusammen, einerseits die zugespitzten Debatten zu beklagen, die Skepsis gegenüber Politik und Medien. Zu befürchten, autoritäre Strömungen könnten an Anspruch gewinnen, die Demokratie gefährden. Aber andererseits nicht verstehen zu wollen, wo wir herkommen. Denn um zu entscheiden, wer wir werden wollen, müssen wir doch wissen, wer wir sind. Der 17. Juni kann heute nicht bloß mehr eine Straße sein.

Die Schriftstellerin Anne Rabe ist 1986 in Wismar geboren. Ihr viel beachteter Debütroman „Die Möglichkeit von Glück“ ist bei Klett-Cotta erschienen (384 Seiten, 24 Euro).

DAS UPDATE

Anfang Juni herrscht zwischen Brandenburger Tor und Kurfürstendamm babilonisches Sprachgewirr. Nicht nur Russisch ist zu hören, sondern auch Schwedisch, Dänisch und Norwegisch reden die Menschen, Englisch sowieso, wahrscheinlich auch Tschechisch, und da die österreichische Krone verglichen mit der müden Mark sich fast schon zur Edelvaluta mausert, wahrscheinlich bald auch Österreichisch. ... Der deutsche Bürger wird dann wohl scheinbar als Urlauber zweiter Klasse ohne Devisen, sollte er es wagen, im Juli oder August auch nur für ein paar Tage ans Meer oder in die Berge zu fliehen.“

In die Zeit vor genau 100 Jahren einzutauchen, dazu haben Leser seit Anfang des Jahres Gelegenheit – mit einer ganzen Flut an Büchern, die das Jahr 1923 wie einen historischen Liveticker Revue passieren lassen. Der oben zitierte Autor Peter Süß bereitet „1923“ in seinem gleichnamigen Buch (erschienen im Berenberg Verlag) wie eine Daily Soap auf und erinnert uns daran, dass die Inflation vor 100 Jahren just zum Sommer richtig Fahrt aufnahm: „Kostet der Dollar am 16. Juni noch 107.000 Mark, notiert er am 30. Juli bei 1,1 Millionen.“ Thomas Mann hingegen, lesen wir ebenfalls bei Süß, hat passend zum kühlen Sommer 1923 („der kälteste und verregnetste Juni seit 1733“) gerade das heute legendäre „Schnee“-Kapitel seines Romans „Der Zauberberg“ beendet und wöhnt sich dennoch in einer Schreibkrise: „Ich habe das verschleppte Roman-Untier, das in großen Partien sicher langweilig ist, in anderen allenfalls sonderbar, wieder aufgenommen“, schreibt Mann an einen Freund. Neben und trotz aller Krisenhaftigkeit findet 1923 natürlich auch privates Glück statt.

Am 14. Juni 1923 kommt – als Tochter des legendären Berliner Theaterkritikers Alfred Kerr – Judith Kerr zur Welt. Sie musste mit ihrer Familie nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 fliehen und landete nach Stationen in der Schweiz und in Paris im Exil in London, wo sie 2019 im Alter von 95 Jahren starb – nicht ohne die Welt mit einem der berührendsten Jugendbücher beschenkt zu haben, die es überhaupt gibt: „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“. Einen Exilanten und großen Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts durften wir für unsere aktuelle Ausgabe sprechen: den im Dezember 1921 geborenen, inzwischen 101-jährigen Georg Stefan Troller, den Sie als Kolumnisten der „Literarischen Welt“ kennen. Diesmal erleben wir Troller höchstpersönlich: Im Interview von Mara Delius spricht er über sein eigenes Leben und die Liebe.

MARC REICHWEIN

INHALT

FREIHEIT

Warum die Neunzigerjahre das Fundament unserer Gegenwart sind
Seite 3

LIEBE

Georg Stefan Troller im großen Gespräch über sein Leben
Seiten 4–5

SELBSTLIEBE

Sheena Patel erzählt vom Zeitgeist sozialer Medien
Seite 7

LESELUST

Die Kabarettistin Teresa Reichl killt Klassiker
Seite 8



© LOGOBARE/LEONIE HARTING

2 DIE LITERARISCHE WELT

Der „Codex Manesse“ (Heidelberger Liederhandschrift)

Seit Mai 2023: Unesco-Dokumentenerbe

SALON

Quellen: Wikipedia, UB Heidelberg

Auftraggeber: Rüdiger Manesse, Zürich	Anzahl der enthaltenen Dichter: 140		4 berühmte Dichter des „Codex Manesse“	Aufbewahrungsorte:
Entstehungszeit: 1300-1340	Anzahl der gemalten Porträts: 137		Walter von der Vogelweide	Ab 1594/1622-1657: Heidelberg
Buchgattung: Handschriften-Prachtband	Mitwirkende: 10-12 Schreiber, 4 Buchmaler	Umfang: 426 Pergamentblätter, beidseitig beschrieben	Wolfram von Eschenbach	Ab 1657: Königliche Bibliothek, Paris
Inhalt: ca. 5240 Strophen Minnesang und Spruchdichtung		Format: 35 x 25 cm	Hartmann von Aue	Von 1888 bis heute: Universitätsbibliothek Heidelberg (Klimatresor)
			Der von Kürenberg	

Sie gilt als eines der berühmtesten Bücher des Mittelalters, gehört jetzt zum Weltokumentenerbe der Unesco und ist in Fachkreisen als „Codex Manesse“ bekannt: die in Heidelberg aufbewahrte Manessische Liederhandschrift – unter <https://digi.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848> findet man das

Digitalisat. Das mit der ritterlichen Minne und der höfischen Liebe ist ein faszinierendes Universum. Es hat nichts mit echter Liebe zu tun, aber viel mit Ehre für adelige Frauen und guter Stimmung bei Hofe. Selbst wer keine Germanistik studiert hat, bekam es in der Schule vielleicht mal mit Mittelhoch-

DIE INFOGRAFIK

Minnesang: Warum der „Codex Manesse“ Welterbe ist

deutsch und Walther von der Vogelweide zu tun. Sein berühmtestes Gedicht ist der sogenannte „Reichston“, ein Klagegedicht. Es beginnt mit den Versen „Ich saz uf eime steine/ und dahte bein mit beine/ dar uf satz ich den ellenbogen/ ich hete in mine hand gesmogen/ min kin und ein min wange“. Wer sich in

die Kunst des „Codex Manesse“ einlesen will, hat zwei Möglichkeiten: entweder die opulente Ausgabe von Lothar Voetz (Lambert Schneider, 176 Seiten, 50 Euro), oder das wunderbar kompakte Bändchen von Anna Kathrin Bleuler in der Wissen-Reihe bei C. H. Beck, (136 Seiten, 9,95 Euro).

DIE BESTENLISTE

An dieser Stelle erscheint die monatliche Empfehlungsliste mit der größten Verbreitung im deutschsprachigen Raum. Medienpartner sind „Literarische Welt“, RBB Kultur, „NZZ“ und Radio Österreich 1. Experten kürten zehn Sachbücher des Monats aus Geistes-, Natur-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Unter welt.de/kultur/literarische-welt/ finden Sie Kurzbeschreibungen zu allen Titeln dieser Bestenliste – im aktuellen Monat lohnen sich:

1. Timothy Garton Ash: **Europa**. Eine persönliche Geschichte. Hanser, 448 Seiten, 34 Euro
2. Philippe Descola: **Die Formen des Sichtbaren**. Eine Anthropologie der Bilder. Suhrkamp, 783 Seiten, 68 Euro
3. Hanno Sauer: **Moral**. Die Erfindung von Gut und Böse. Piper, 392 Seiten, 26 Euro
4. Gabriel Zuchtriegel: **Vom Zauber des Untergangs**. Was Pompeji über uns erzählt. Propyläen, 238 Seiten, 29 Euro
5. Marianna Mazzucato/Rosie Collington: **Die große Consulting Show**. Wie die Beratungsbranche unsere Unternehmen schwächt, den Staat unterwandert und die Wirtschaft vereinnahmt. Campus, 327 Seiten, 26 Euro
6. Eva Illouz: **Udemokratische Emotionen**. Suhrkamp, 259 Seiten, 18 Euro
7. Martin Schröder: **Wann sind Frauen wirklich zufrieden?** Überraschende Erkenntnisse zu Partnerschaft, Karriere, Kindern, Haushalt. C. Bertelsmann, 256 Seiten, 20 Euro
8. Konfuzius: **Gespräche**. Neu übersetzt und erläutert von Hans van Ess. C. H. Beck, 816 Seiten, 48 Euro
9. Regina Scheer: **Bittere Brunnen**. Hertha Gordon-Walcher und der Traum von der Revolution. Penguin, 698 Seiten, 30 Euro
10. Susanne Lüdemann/Edith Seifert: **Jenseits von Ödipus?** Psychoanalytische Sondierungen sexualpolitischer Umbrüche. Psychosozial-Verlag, 246 Seiten, 34,90 Euro

Die Jury: Tobias Becker, „Spiegel“; Natascha Freundel, RBB-Kultur; Eike Gebhardt, Berlin; Knud von Harbou, Publizist, Feldöfing; Prof. Jochen Hörisch, Uni Mannheim; Günter Kaindlstorfer, Wien; Otto Kallscheuer, Sassari, Italien; Petra Kammann, „FeuilletonFrankfurt“; Jörg-Dieter Kogel, Bremen; Wilhelm Krull, The New Institute, Hamburg; Marianna Lieder, freie Kritikerin, Berlin; Lukas Meyer-Blankenburg, SWR 2 Wissen; Prof. Herfried Munkler, Humboldt-Universität; Gerlinde Pölsler, „Falter“; Marc Reichwein, WELT; Thomas Ribi, „Neue Zürcher Zeitung“; Prof. Sandra Richter, Deutsches Literaturarchiv Marbach; Wolfgang Ritschl, ORF; Florian Rötzer, „Krass & Konkret“; Norbert Seitz, Berlin; Anne-Catherine Simon, „Die Presse“, Wien; Prof. Philipp Theison, Uni Zürich; Andreas Wang, Berlin; Harro Zimmermann, Bremen; Stefan Zweifel, Schweiz.

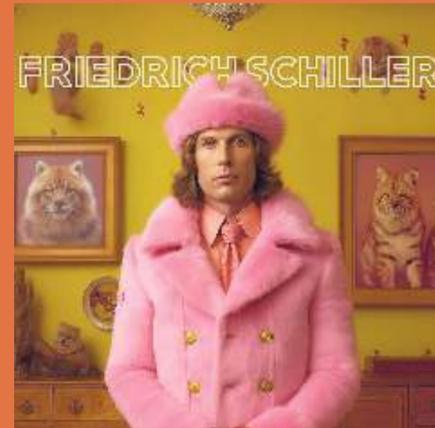
DIE EMPFEHLUNG

Auch wer nicht selbst an den Wörthersee fährt, kennt „Klagenfurt“ als festen Termin im Literaturbetriebskalender. Vom 28. Juni bis 2. Juli steht dort wieder das sogenannte Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis auf dem Programm: 14 Autoren tragen im Klagenfurter ORF-Theater jeweils eine halbe Stunde ihre Texte vor, anschließend diskutiert die siebenköpfige Jury eine halbe Stunde über den Text. Die Lesungen und literaturkritischen Gespräche lassen sich live im Fernsehen (bei 3sat) sowie im Internet unter <https://bachmannpreis.orf.at/> verfolgen. Der „Bewerb“ wurde 1977 von Marcel Reich-Ranicki zu Ehren von Ingeborg Bachmann ins Leben gerufen, zur aktuellen Jury unter dem Vorsitz von Insa Wilke gehören Mara Delius, Herausgeberin der „Literarischen Welt“, sowie Klaus Kastberger, Mithu Sanyal, Brigitte Schwens-Harrant, Thomas Strässle und Philipp Tingler. 2022 gewann Ana Marwan den Bachmann-Preis.

DICHTER DRAN

So sähe es wohl aus, wenn Kafka und Schiller täten, was inzwischen ganz Hollywood tut: in einem Wes-Anderson-Film auftreten. Der Look des Kultregisseurs ist inzwischen überall. Bei den jüngsten Filmfestspielen in Cannes hat der Meister gerade seine neueste Produktion „Asteroid City“ präsentiert, was Afficionados von einer Rückkehr in die gelbe Periode schwärmen ließ. Und schon seit 2017 sammelt eine Fangemeinde Locations, die so aussehen, als seien sie einem seiner Kinowerte entrissen („Accidentally Wes Anderson“). Wer dem Hanser-Verleger Jo Lendle in den sozialen Netzwerken folgt, der wurde in den vergangenen Wochen Zeuge einer ganzen Reihe von stylischen Instagram-Kacheln, die – erstellt mit der künstlichen Intelligenz Midjourney und nachbearbeitet mit Photoshop – ahnen lassen, wohin die Arbeit am Mythos führt, wenn neben den Klassikern erst mal die lebenden Autoren dieses Tool für sich entdecken.

JO LENDLE (2)



ACTIONSZENEN DER WELTLITERATUR

Manzoni erlebt eine Massenpanik

Am 2. April 1810 heiratet Napoleon in Paris Marie Louise von Österreich, und ein Italiener namens Alessandro Manzoni hält sich mit seiner Partnerin Enrichetta ganz in der Nähe auf. Sind sie Fans des korsischen Imperators, der fast ganz Europa unter seine Kontrolle gebracht, sich selbst zum Kaiser der Franzosen gekrönt und sich mit seiner Habsburgerbraut nun in die Dynastien des europäischen Hochadels eingehieiratet hat?

Es ist jedenfalls das Ereignis des Jahres. Rund um die Louvre-Kapelle, in der Napoleons kirchliche Trauung nach allen Regeln des Katholizismus (aber unter Protest einiger demonstrativ abwesender Kardinäle) stattfindet, ist die Hölle los. „Das Volk drängt sich auf den Straßen. Alessandro und Enrichetta stehen mitten in der Menge. Plötzlich werden Böller abgefeuert. Die Leute bekommen Angst, alle laufen mit einem Mal wirr hierhin und dorthin, es gibt in der Panik Tote und Verletzte.“

So schildert es die italienische Schriftstellerin Natalia Ginzburg in ihrem auf Briefquellen basierenden Dokumentarroman „Die Familie Manzoni“. Man stelle sich die Massenpanik bei einer royalen Hochzeit heute vor – die Mediengesellschaft würde die Monarchie sofort infrage stellen. Am 2. April 1810 passiert es einfach: Während Napoleon sich drinnen frisch vermählt, verlieren sich die Eheleute Alessandro und Enrichetta im Pulk draußen plötzlich aus den Augen. Alessandro irrt durch die Gassen rund um den Louvre. Er bekommt nun höchstpersönlich Angst, seine Nerven spielen verrückt. Der Überlieferung nach findet er Zuflucht in der nahe gelegenen Kirche Saint-Roch und bittet bei Gott, dass seine Frau wieder auftauchen möge. Ein paar Stunden später begegnen sich die beiden unverseht wieder. „Es war die Gnade Gottes“, sagt Manzoni (1785–1873) Jahre später. Und weil er als Schöpfer des berühmten Romans „Die Brautleute“ („I promessi sposi“, auf Deutsch lange unter dem

irrtümlichen Titel „Die Verlobten“ bekannt) im gebildeten Europa des 19. Jahrhunderts eine Berühmtheit wird, schafft es die Episode von St. Rochus sogar auf eine steinerne Gedenkplakette, auf der es mit französisiertem Vornamen heißt: „In dieser Kirche fand der berühmte italienische Schriftsteller Alexandre Manzoni seinen Glauben wieder.“ Welches Gotteshaus würde sich nicht schmücken mit einem derartigen Bekehrungserlebnis? Manzoni freilich war nie vom Glauben abgefallen, er hatte nur eine Calvinistin geheiratet, nach dem Pariser Erlebnis (re-)konvertierten beide zum Katholizismus. Dass und wie in Manzonis Roman ein Brautpaar aus dem einfachen Volk nach langen Irrungen und Wirrungen endlich zusammenkommt (die Story spielt im 17. Jahrhundert – zu Zeiten der Pest und während der spanischen Herrschaft über die Lombardei), dauert übrigens fast tausend Seiten. Goethe gehörte ab 1827 zu den gierigsten Lesern des dreibändigen Werks, kritisierte aber auch, dass der Historiker Manzoni dem Poeten Manzoni „einen bösen Streich“ gespielt habe – durch zu viel Überfrachtung mit historischen Details.

Ist Manzoni in Deutschland noch Weltliteratur? Kein Feuilleton hierzulande beging am 22. Mai den 150. Todestag des größten Dichters der italienischen Romantik. In Italien wurde Manzoni von der Ministerpräsidentin Meloni höchstpersönlich gewürdigt, bezeichnenderweise aber nicht für sein Opus magnum, sondern seinen Beitrag für ein geeintes Italien. Tatsächlich hatte Manzoni „Die Brautleute“ aufwendig überarbeitet, vom lombardischen Dialekt in ein „gereinigtes“ Florentinisch gebracht (das seit Dantes Zeiten Italiens Literatursprache war) – und damit das moderne, einheitliche Italienisch entscheidend mitbegründet. MARC REICHWEIN

Alles Schriftstellerleben sei Papier, heißt es. In dieser Reihe treten wir den Gegenbeweis an.

UNWORT DES MONATS

SINNFLUENCER

Das Wort im Betreff der Nachricht setzte ganz kurz wilde Assoziationen frei, ließ an große Philosophen als Influencer für Social-Media-Zwecke denken: Peter Sloterdijk als TikTok-Tanzbär des Kölner Philosophiefestivals phil.Cologne oder so. Es war bei näherer Betrachtung dann aber nur eine dieser mit Kofferworten übersäten Marketingmails aus der Welt der Ratgeberbücher, die uns eine Autorin als „Lerncoach, Bildungsaktivistin und Sinnfluencerin“ gegen Lernfrust feilbot.

POETA LAUREATUS

Das vierte Gedicht

VON MICHAEL KRÜGER

Es ist warm geworden und länger hell, da sieht man auf den Fotos die Toten besser in der grün aufblühenden Landschaft. Einer liegt da wie vom Kreuz gefallen nach langer Folter, die Hände im Schlamm. Schwer ist zu verstehen, wie in diesem verkrampten Körper alles enthalten sein soll, die ganze Geschichte der Menschheit, der Schrei und das Schweigen und der Dämon der Wahrheit, und schließlich die trübe Gewissheit, dass einer mehr ist als ein Stück Fleisch mit aufgerissenen Augen, in denen der Schuss noch nachhallt. Sie konnten den Tod nicht aufhalten. Das Blut verbreitet sich auf dem Boden wie Tinte auf Löschpapier, es berührt schon die Kletten, Disteln und die unerschütterlichen Schlehen im Hintergrund. Gott ist 1941 zurückgetreten, das ist die unsichtbare Schlagzeile, die immer mitläuft. Den Platz will einer besetzen im blauen Anzug und Krawatte, gesegnet von einem waschechten Patriarchen mit sauberen Händen, der viel Blut braucht, um die Kelche des Imperiums zu füllen. Ein anderer lässt sich eine Krone auf den schon lichten Haarkranz drücken, deren Edelsteine mit schwarzem Schweiß poliert sind, das war zu der Zeit, als die Schönheit noch vom Volk gewählt wurde. Am Morgen lag ein toter Vogel auf dem Balkon, den hatte die Katze ausgenommen nach Strich und Paden. Ich legte den Rest sanft in die Zeitung mit dem Bild des toten Soldaten, stieg über den Lumpenmann, der seit Tagen im Eingang sitzt in seiner Kathedrale aus Elend, Auswurf und zähem Schmutz und lautstark das Ende der Welt ankündigt, ein Metaphysiker des Unrats, den ich jeden Tag reich beschenke, wechselte die Straßenseite und übergab mein fragiles Päckchen einer der leuchtenden Plastikboxen, die für die Reinheit der Stadt zuständig sind. Ja, das gibt es auch: Behälter für die Reinheit der Welt, in der wir leben oder die wir sind.

Jeden Monat veröffentlicht die „Literarische Welt“ in Kooperation mit dem Literaricum Lech ein Gedicht des „Poeta laureatus“, der das Zeitgeschehen und die unmittelbare Gegenwart in Verse fasst. 2023 ist dies Michael Krüger

DAS RÄTSEL

Gottlieb erstaunt: Wie, Kater, du sprichst? **Die Kanstrichter, im Parterre:** Der Kater spricht? – Was ist denn das? **Fischer:** Unmöglich kann ich da in eine vernünftige Illusion hineinkommen. **Müller:** Eh ich mich so täuschen lasse, will ich lieber zeitlebens kein Stück wieder sehn. **Hinze:** Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb? **Gottlieb:** Ich hätt es nicht vermutet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören. **Hinze:** Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Heute suchen wir einen sprechenden Kater. In welchem Werk tritt er auf – und wer hat es verfasst? Vorschläge bitte an die Redaktionsadresse oder weltliteratur@welt.de. In der vergangenen Ausgabe suchten wir „Das doppelte Lottchen“ von Erich Kästner. Gewonnen hat Marlen Eigenwillig aus Dennheritz in Sachsen.

DIE NEWCOMERIN



Alle zehn Jahre veröffentlicht das „Granta“-Literaturmagazin die Liste „Best of Young British Novelists“, die wie ein Barometer für die britische Literaturlandschaft gelten soll (auf der ersten Liste 1983 war unter anderen der kürzlich verstorbene Martin Amis). Auf der Liste des Jahres 2023 sind vor allem junge Autorinnen präsent – zu den interessantesten von ihnen gehört Saba Sams. Die Charaktere in ihrem schillernden Erzählungsband „Send Nudes“ sind Digital Natives, die, ähnlich entrückt-lakonisch wie bei Sally Rooney oder Ottessa Moshfegh, durchs Leben ziehen.

Auf Mitte-Partys wird man immer von mächtigen älteren Herren um die 60 mit komischer Frisur und lustigen Socken angesprochen, die einen unaufgefordert darüber vollduzen, wie es in Berlin „wirklich“ war in den tollen Neunzigern. Darauf kann man mit der Vermutung reagieren, dass im schwarz gekleideten, gottverlassenen Berlin um 1991 Typen mit lustigen Socken vermutlich keine Chancen hatten.

VON ECKART GOEBEL

Wie es denn wirklich war in den keineswegs nur tollen Neunzigern, kann und sollte man nun in Jens Balzers fulminantem Epochenporträt über das „Jahrzehnt der Freiheit“ nachlesen. Dann wird verständlich, wie das seinerzeit erfundene „Arschgeweiht“ und die ebenfalls in den Neunzigern aufkommende „Latte Art“ semiotisch miteinander zusammenhängen und was das wiederum mit exzessiver Club- und Subkultur zu tun hat: „Interessanterweise breitet sich der Trend zum Beschriften von Kaffee zur gleichen Zeit aus wie der Trend zum Beschriften von Körpern.“ In beiden Fällen – dem Kaffee mit herzigem Milchemblem und dem sich rasant verbreitenden Tattoo – „werden Oberflächen beschriftet, die bis dahin keine Schriftträger gewesen sind“ – allerdings mit einem markanten Unterschied: Die Kaffeezeichen werden getrunken, das Tattoo bleibt für immer. Flüchtigkeit und lebenslang finden zuletzt in der abgehetzten Ich-AG zusammen, die – als Reform-Erbe der bundespolitischen Ära Rot-Grün – zur ewigen Selbstoptimierung verdammt ist, Tattoo am Körper und schwappenden Café Latte vor sich her ins Nichts trägt.

Die beständig auf andere Zeichen verweisenden Zeichen sind das Zeitzeichen einer instabilen Epoche: Die Kultur der Neunziger „hat sich von der Vorstellung befreit, dass sie unaufhörlich nach Fortschritt zu trachten hat; sie genießt diese Freiheit nun im souveränen, ironischen Spiel mit allem, was sich nur vorfinden lässt“. „Ostgut“, „Roses“, „SO 36“, „Tresor“ etc.: All das „gab“ es nicht. In einer dieser Stätten menschlicher Begegnung fragte ein Freund enttäuscht: Also, wo ist denn nun die Szene? Daraufhin haben sich alle halb totgelacht, weil die Jugendlichen von 1992 plötzlich verstanden hatten, dass Deleuze und „Café Subversiv“ ein und dasselbe sind: provokante Zeichengeneratoren, die Scheiben einschmeißende Spießer und Klerikalfaschisten mit Hass erfüllen, weil sie noch daran glauben, hinter den Zeichen sei etwas, eine Substanz, ein Gott oder gar etwas Unanständiges.

Die „Szene“ ist immer woanders, immer weg oder immer im Kommen, hat keine Substanz (sonst wäre es ja keine „Szene“), gleitet vorbei, macht zutiefst unglücklich, und das ist das Glück. Berlin in den Neunzigern, das ist der Verweis der Zeichen auf immer weitere Zeichen, das Surfen von Club zu Club. Die Küsse im erotischen Kontinuum schmecken bitter und kalt nach Beck's und Zigaretten, und die Unterstreichungen in den stw-Bänden sind verwickelt, weil sie in der U-Bahn gelesen werden.

Brillant ist der Hinweis Balzers, dass Keanu Reeves 1999 zu Beginn von „Matrix“ und also am *Fin de Siècle* das Medium Buch begründet und die Postmoderne vollendet, die mit Derrida beginnt und im Internet kulminiert. Die illegale Mini-Disc der Schlüsselszene von „Matrix“ ist in einem kulturkritischen Band von Jean Baudrillard über „Simulacra and Simulation“ versteckt, der jedoch unlesbar ist: Denn

„das Buch ist ja ausgehöhlt worden, damit die Mini-Disc hineinpasst; was sich zuvor zwischen den Buchdeckeln befand, ist längst überflüssig geworden. In einer Welt, die nur noch aus Simulakren besteht, braucht man keine Bücher mehr darüber zu lesen, dass die Welt aus Simulationen besteht.“ Die U-Bahn ist das rasende Wohnzimmer, eine der vielen „temporären autonomen Zonen“ des großen „Abenteuerspielplatzes“ Berlin, mit dessen gekonnter Skizze Balzer sein Buch eröffnet, um dann in vier Teilen den riesigen Bogen vom Mauerfall bis zum Anschlag auf das New Yorker World Trade Center am 11. September 2001 zu schlagen, an dem die Freiheit im Terror unterging.

Der kluge Pop-Theoretiker Balzer hat enorm viel Material zusammengetragen, um seine freilich primär aus deutscher Perspektive gesehene Kulturgeschichte der Neunziger so klangvoll und farbenfroh darzubieten wie ein Ready-Made oder Re-Mix aus „Tutti-Frutti“, „Bay-Watch“, „Gay-Watch“ und Spice Girls obendrauf. Wer diese Zeit erlebt hat, findet vieles wieder, darunter einiges, was man gern vergessen würde, wie die „Zonen-Gaby (17)“ mit ihrer ersten

Banane, „Schimmeljeans“, Hans Meiser, den Jo-Jo-Diät-Joschka auf dem narzisstischen Wiedervereinigung, denen so viele aus der Generation der damals jungen Westler lebensentscheidende Prägungen in der Liebe und im Denken verdanken. Der DDR-Uhu Stefan Heym wird zitiert, nicht aber der geniale Heiner Müller.

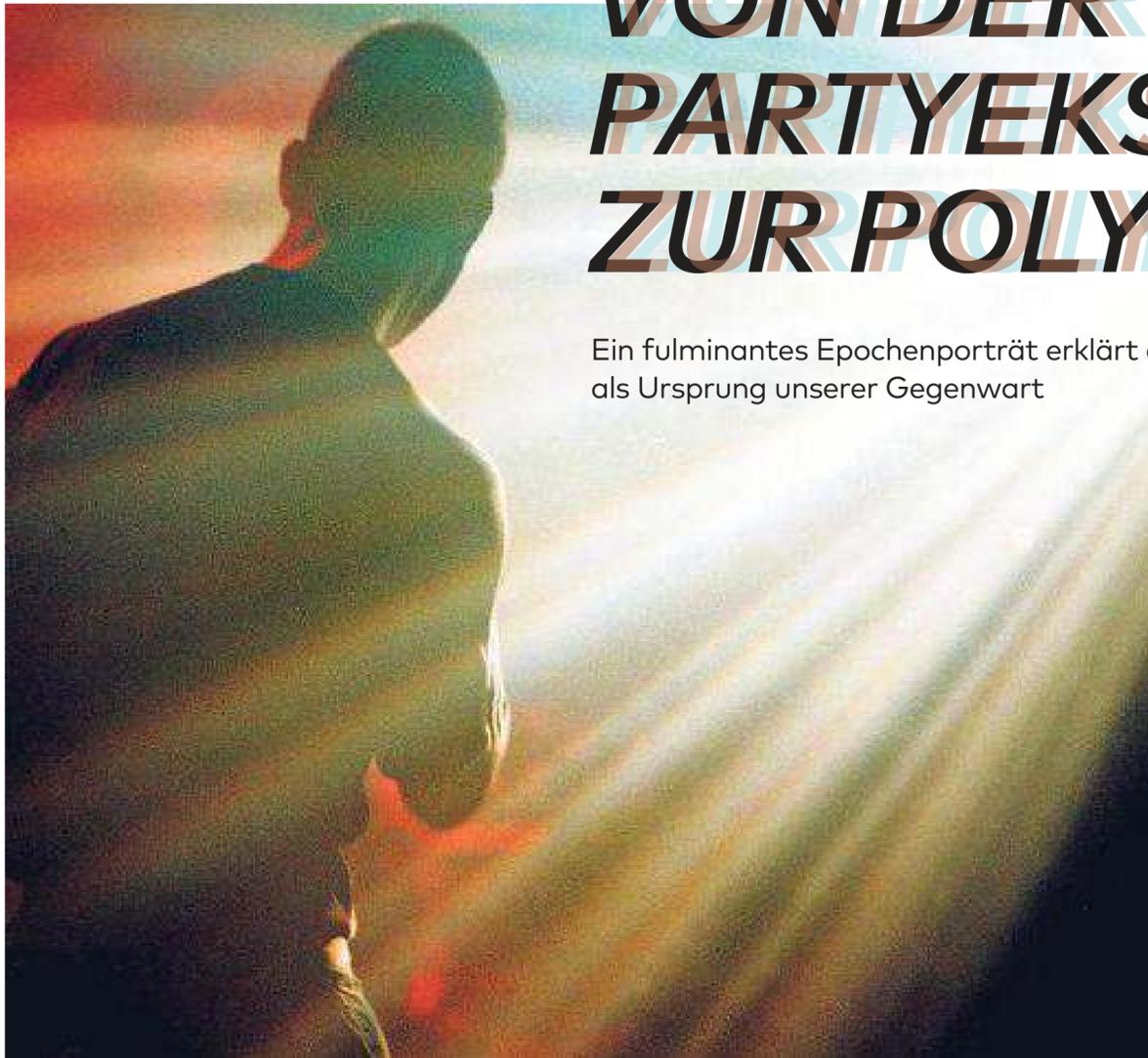
Weit entfernt ist Balzer allerdings davon, eine Nostalgie-tour anzubieten. Je länger man liest, umso kälter läuft es einem den Rücken hinunter. Die Neunziger sind die Zeit, in der die Drachensaat ausgestreut wird, deren Krieger jetzt die Welt grauhaft heimsuchen. Sie sind auch das unverantwortliche Spaßjahrzehnt, in dem man die düsteren Achtziger mit Waldsterben, drohendem Atomtod und Ozonloch einfach nur vergessen wollte. „Jurassic Park“ lanciert 1993 den kranken Erfolg der SUVs in Gestalt von Ford Explorer und der M-Klasse von Benz: „Danke der wachsenden Begeisterung für die SUVs – so sagt eine Statistik aus dem Jahr 2000 – wächst der Anteil des Autoverkehrs an den Kohlendioxidemissionen um ein Viertel. Die Neunziger sind das Jahrzehnt,

in dem die Warnungen vor der kommenden Klimakatastrophe und der umfassenden, bald unbeherrschbaren Veränderung des Planeten im Anthropozän so dringlich und wissenschaftlich stichhaltig sind wie niemals zuvor. Und sie sind zugleich das Jahrzehnt, in dem sich die Menschen jedenfalls in Deutschland und den westlichen Industrienationen so wenig für diese kommenden Veränderungen interessieren wie jemals zuvor, mehr noch: in dem sie in bislang unbekanntem Ausmaß ungehemmt und triumphierend Energie und Ressourcen verbrauchen.“

Dieser am Beispiel des SUV entwickelte Widerspruch zwischen Feierlaune und heraufziehenden, verdrängten Katastrophen ist nach Balzer das eigentliche Signum der Neunziger, eine Dialektik von Freiheit und neuer Unfreiheit in immer anderen, zunehmend strangulierenden Varianten: Auf die weltweiten Grenzüffnungen reagieren aggressive und zunehmend tödliche Nationalismen von Hoyerswerda bis Jugoslawien. Das Internet wandelt sich von einer Welt der absoluten Kommunikations- und Informationsfreiheit in eine Cookie- und hasserseuchte Überwachungsma-

VON DER PARTYEKSTASE ZUR POLYKRISE

Ein fulminantes Epochenporträt erklärt die Neunzigerjahre als Ursprung unserer Gegenwart



Fun ist ein Techno-Stahlbad: Besucher im Berliner Club Tresor

IMAGO/DAVID HEERDE

ne: „Die Vollendung des Strebens nach individueller Identität, in dem das Freiheitsversprechen der Neunziger seine wesentliche Widerspiegelung fand, er eignet sich gerade in jenem Moment, in dem global operierende Konzerne das Individuum als Objekt neuer Profit- und Kontrollmöglichkeiten erkennen. Dieser dialektische Umschlag am Ende der Neunziger ist eine wesentliche, bleibende Erbschaft des Jahrzehnts.“ Auf die Freiheit, sich immer wieder neu erfinden zu können, folgt umgehend der neoliberale Zwang, sich immer wieder neu erfinden und einem *Re-branding* unterziehen zu müssen.

Auf die spielerische Ironisierung des Heiligen, auf die Blasphemie als lässig oder allzu lässig gehandhabte Kulturtechnik reagiert nicht zuletzt die beklemmende Renaissance der Religionen: „Es entsteht etwas Neues, indem etwas sehr Altes in verwandelter Form wiederkehrt – die Religion, und zumal eine, die keinen Spaß versteht und plötzlich wieder ein Heidentheater um etwas macht, das in der westlichen Kultur seit Jahrzehnten schon selbstverständlich gewesen ist: Gotteslästerungen und Teufelsbeschwörungen.“ Ebenso ergreifend wie bestürzend zu lesen ist das Kapitel über Salman Rushdies postmodernes Lebensschicksal, an dem sich bereits exemplarisch ablesen lässt, was dann hereinbricht: „Wenn aus den Ereignissen am 11. September 2001 etwas zu lernen ist, dann ist es die Tatsache, dass sich eben nicht alle Menschen danach sehnen, zu Freaks zu werden, also: zu radikal besonderen Individuen, die ihre Identität nur aus sich selbst schöpfen. Vielmehr wollen nicht wenige sich ... göttlichen oder anderen Autoritäten unterwerfen, die ihnen sagen, wer sie sind und wie sie zu sein haben.“

Zuletzt erweist sich also das Jahrzehnt der Freiheit im kritischen Rückblick als nur „scheinbares Jahrzehnt der Freiheit“, die Liebe zum glitzernden Schein der verlockenden Zeichen war verhängnisvoll. Der „Fun“, ist, wie es in stiller Verbeugung Balzers vor Adornos „Dialektik der Aufklärung“ heißt, „ein Stahlbad“ geblieben, dem der leidende Planet ausgesetzt wird. Der Weg der langen Neunziger führte von der Party zur Polykrise einer Gegenwart, deren Zeichen auf Sturm stehen.

Jens Balzer: **No Limit**. Die Neunziger. Das Jahrzehnt der Freiheit. Rowohlt Berlin, 384 Seiten, 28 Euro. Erscheint am 13. Juni

Eine Frau ist eine Frau

Wie feministisch war die amerikanische Denkerin Susan Sontag? Eine Kollektion lang verschollener Essays gibt eine erstaunliche Antwort

Was für eine Frau Susan Sontag war, wie sie lebte und dachte, ließ sich bisher vor allem in den Tagebüchern studieren, die die Denkerin zeit ihres Lebens obsessiv führte. Wie sie selber über Frauen dachte, über Feminismus und Gleichberechtigung, war bislang im Verborgenen geblieben – allenfalls ließ es sich aus unterschiedlichen Aufsätzen und Interviews und zusammendenken.

Nun hat Susan Sontags Sohn David Rieff lang verschollene Essays seiner Mutter herausgegeben, arrangiert unter dem Titel „On Women“ (Hamish Hamilton, 208 Seiten, circa 15 Euro), „Über Frauen“. Die Essays, aus denen sich der schmale Band zusammensetzt, stammen vor allem aus den frühen 70er-Jah-

ren, es sind Texte, die Sontag für die „Vogue“ und die „New York Review of Books“ schrieb; vor dem Hintergrund ihres Gesamtwerkes sind es Randbemerkungen und Skizzen zum Feminismus, der damals in Amerika gerade als zweite Welle aufkam.

Insofern wäre es naheliegend anzunehmen, dass die gierige Leserin und alltagslebeninteressierte Sontag auf der Höhe der Debatten der damaligen Zeit schreibt, etwa auf feministische Grundlagentexte wie Betty Friedans „The Feminine Mystique“ oder auch Germaine Greers „The Female Eunuch“ eingeht.

Das ist aber erstaunlicherweise nicht der Fall. Sontags Essay über das Altern, 1972 geschrieben, als die Denkerin knapp 40 war, ist argumentativ eher un-



Susan Sontag (1933–2004): 1978 in New York

GETTY IMAGES/BROWNE HARRIS

spektakulär, vom damaligen Debattenstand aus betrachtet, umso mehr von heutigem. Frauen haben grundsätzlich ein Problem damit, älter zu werden, so Sontag, weil sie ihre Jugendlichkeit verlieren, ihre Attraktivität, die wiederum gesellschaftlich ihr Kapital sei. Die Gesellschaft akzeptiere nur das männliche Altern, ein Mann verliere im Alter nicht sein „sexuelles Kapital“, Frauen dagegen seien unter massivem Druck, nicht hässlich zu sein und wenigstens als „akzeptabel“ wahrgenommen zu werden. Ältere Männer könnten sich jüngere Frauen aussuchen, umgekehrt sei das nicht der Fall. „Schönheit – das Business der Frau in unserer Gesellschaft – ist das Theater ihrer Versklavung.“ Solche Sätze bleiben auf theoretischer Ebene seltsam unein-

gelöst; es ist, als würde man den Sontag-Sound hören ohne sontagsche Argumente oder wenigstens Beispiele zu bekommen. Warum dieser Essay eine der „furchtlosesten und prägnantesten Schriften über Frauen“ sein soll, wie es der Klappentext und das Vorwort der klugen jungen Literaturwissenschaftlerin Merve Emre behaupten, erschließt sich nicht. Vielleicht wäre hier eine längere werkbezogene Einordnung sinnvoll gewesen, zumal Sontags eigene Biografie ja viel Material gegeben hätte, um diese angedeuteten Thesen zu ergänzen: Wie haben sich Sontags Beziehungen zu Frauen mit ihren Einschätzungen vertragen? Wie wird die ihr oft nachgesagte intellektuelle Eitelkeit reflektiert oder, später, ihre Krebskrankung? Und wie

passt die berühmte weiße Haarsträhne zu ihren Alterstheorien?

Die Frau, die sich von allen gesellschaftlichen Vorstellungen befreit hat, kennt die Verantwortung, das „freieste Leben“ zu leben, das ihr möglich ist – und anderen Frauen ein Beispiel zu sein. Als feministischer Appell ist das eher dürrig; auch wenn man Sontag nicht vorwerfen kann, nicht die Debatten unserer Gegenwart vorhergesehen zu haben, lässt sich feststellen, dass sie immer dann brillierte, wenn sie ihre Ausführungen an Beispielen aus der Kunst oder Literatur herleiten konnte.

„On Women“ zeigt auch ein interessantes Paradox: Nicht jede Denkerin muss auch gleich eine feministische Denkerin sein.

MARA DELIUS

4 DIE LITERARISCHE WELT

„Ich wollte das andere, das mich erhöht, ergänzt, verklärt“

Georg Stefan Troller ist 101 Jahre alt und eine lebende Legende – als brillanter Interviewer prominenter Geistesgrößen und beeindruckender Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts. Ein Gespräch über die Leidenschaft der Kunst, die Zerrissenheit der Existenz und die Liebe im Leben

Z

Zu Hause beim 20. Jahrhundert: Wer die kleine Wohnung im sechsten Stock dicht unter dem Pariser Himmel des Gedanken Arrondissements betritt, kommt um diesen Gedanken nicht herum. Als Journalist und Dokumentarfilmer hat Georg Stefan Troller alle Künstler und kulturellen Berühmtheiten des vergangenen Jahrhunderts getroffen, inzwischen ist er selbst eine Figur der Zeitgeschichte. In den letzten Monaten haben ihn viele Journalisten besucht: Das geht so, seit er über 100 ist, sagt Troller, nur wollten sie mit ihm immer über das Alter sprechen und wo denn für ihn Heimat sei, seien das nicht langweilige, grässliche Fragen?

Darüber, hätte Troller in seinem wienersichen Tonfall, in dem sich vollendete Höflichkeit und aufblitzende Ironie verbinden, einige Wochen zuvor gesagt, darüber werde er nicht mehr sprechen, über eines aber schon: über die Liebe. Er habe sich einige Gedanken gemacht, angefangen mit dem Wort selbst: Warum ist das Wort „Liebe“ im Französischen männlich, im Deutschen aber weiblich? Georg Stefan Troller sitzt frisch geschichtelt beim Kaffee am Tisch, um den der Kater schnurrt, und blickt einen erwartungsvoll an.

man nicht hat, bekommen. Als ich Student war, gab es den Computer noch nicht, aber es gab diese Maschine mit Karten, die gelocht wurde, damals in New York an der Columbia University. Die Lochkarten liefen durch die Maschine durch und vereinigten diejenigen, deren Löcher am engsten übereinstimmten. Und das sollten die Leute sein, die sich am ehesten lieben konnten. Ich habe sofort dagegen protestiert – das kann ja nicht funktionieren, denn jemand, der genau mit dir übereinstimmt, wird vielleicht dein bester Freund sein, aber nicht das Objekt deiner Liebe oder Begierde. Das Objekt deiner Liebe hat unvermeidlich mit Sehnsucht nach etwas anderem oder Höherem zu tun. Ich selbst habe mich immer nach Frauen geseht, die das Gegenteil von mir darstellten, was natürlich die Sache besonders schwierig macht! Aber jeder hat seine Art der Zeitgeschichte. In den letzten Monaten haben ihn viele Journalisten besucht: Das geht so, seit er über 100 ist, sagt Troller, nur wollten sie mit ihm immer über das Alter sprechen und wo denn für ihn Heimat sei, seien das nicht langweilige, grässliche Fragen?

Darüber, hätte Troller in seinem wienersichen Tonfall, in dem sich vollendete Höflichkeit und aufblitzende Ironie verbinden, einige Wochen zuvor gesagt, darüber werde er nicht mehr sprechen, über eines aber schon: über die Liebe. Er habe sich einige Gedanken gemacht, angefangen mit dem Wort selbst: Warum ist das Wort „Liebe“ im Französischen männlich, im Deutschen aber weiblich? Georg Stefan Troller sitzt frisch geschichtelt beim Kaffee am Tisch, um den der Kater schnurrt, und blickt einen erwartungsvoll an.

5 DIE LITERARISCHE WELT



„Bei mir hat, seit ich denken kann, die Sehnsucht, etwas zu werden oder etwas zu haben, was ich nicht bin, die Hauptrolle gespielt.“
Georg Stefan Troller, mit Kater in seiner Pariser Wohnung

Frage wird sich jeder junge Mensch stellen. Man ist unauffällig mit der Forderung konfrontiert: Entscheiden wir dem Idealbild der Liebe, das uns dauernd vorgeführt wird?

Sie sind in mindestens drei Sprachen und Ihren Mentalitäten zu Hause. Welchen Unterschied gibt es zwischen der französischen „l'amour“, der englischen „love“ und der deutschen „Liebe“? Ich fürchte, das sind unlösbare Fragen!

Sie müssen ja nicht gelöst werden. In der romantischen Periode wurde die deutsche Liebe, so wie die deutsche Philosophie, als eine Art Ideal vorgeführt. Aber ich glaube nicht, dass so große nationale Unterschiede bestehen. In der französischen Liebe wird vielleicht mehr geglaubt. In der amerikanischen wird die Ähnlichkeit mit der Filmiebe sehr herausgearbeitet. Ganz im Allgemeinen: Ich glaube, Frauen erwarten meist aufregendere Dinge, als sie vielleicht vorgeführt bekommen. Während die Männer wiederum sich für realistischere halten, als sie wirklich sind.

Wie meinen Sie das? Ich glaube fast, dass, entgegen der Fiktion, die Männer mehr nach der Imagination lieben und Frauen oft praktischer sind. Ich kann mich noch gut an den Ausdruck erinnern: „Und wie ist das mit der Liebe? Die kommt nachher!“ Die Reihenfolge war so: erst Heirat, dann die Kinder, dann eine Gewöhnung an den Mann und dann, vielleicht, in Gottes Namen, Liebe. Was dabei mit-schwang, aber natürlich nicht erwähnt wurde, war, dass die Liebe mit der Sexualität zu kommen hätte. Und diese Ansicht, dass die Liebe erst nach der Heirat kommt, vor allem bei der Frau, war noch zu meiner Zeit allgemein gegeben.

Wann hat sich das, Ihrer Meinung nach, verändert? Ich glaube, in unserer europäischen Welt mit der Französischen Revolution, der Freiheit der Selbstbestimmung. Auch für Frauen. Da begann ein neues Zeitalter. Ich lese gerade ein Buch über die Prühromantik in Jena um 1800: Da wurde es plötzlich selbstverständlich, dass man mehrere Liebesbeziehungen auf einmal führt, es war akzeptiert. Hingegen, was Goethe gemacht hat – seine Demoiselle, seine Haushälterin zu heiraten –, das galt als unakzeptabel, ein gesellschaftlicher Verstoß.

Georg Stefan Troller, Schriftsteller

Am 10. Dezember 1921 wurde Georg Stefan Troller in Wien in eine bürgerliche jüdische Familie geboren. Troller lernte Buchbinden und floh nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 über die Tschechoslowakei nach Frankreich, wo er bei Kriegsausbruch interniert wurde. 1941 konnte er in die USA fliehen, wo er 1943 zum Kriegsdienst einbezogen wurde und bis 1946 Soldat war. Als solcher war er im April 1945 an der Befreiung des KZ Dachau beteiligt. Nach dem Krieg studierte Troller erst Anglistik an der University of California, dann Theaterwissenschaften an der Columbia University in New York. 1949 kehrte er nach Paris zurück, zunächst zum Studium an der Sorbonne. Troller bekam das Angebot, als Hörfunkreporter für den Rias Berlin aus Paris zu berichten – und begann eine legendäre Karriere als Interviewer der kulturellen Größen seiner Zeit. Die WDR-Sendung „Pariser Journal“ (1962–1977) machte Troller als brillant-eigenwilligen Porträtisten bekannt. In der Sendung „Personenbeschreibung“ (1971–1993) stellte er über 20 Jahre lang Künstler vor. Trollers Sendungen erzielten ungewöhnlich hohe Einschaltquoten, auch wenn sie anspruchsvoll komponiert waren. Im Lauf seiner aktiven Zeit führte er rund 1500 Interviews, darunter mit Prominenten wie Marlene Dietrich, Woody Allen, Edith Piaf. Zu seinem Werk gehören Filme, Drehbücher und Erzählungen, außerdem autobiografische Schriften wie „Unterwegs auf vielen Straßen“ (Edition Memoria), „Meine ersten 100 Jahre“ (Edition Memoria) und, zuletzt erschienen, „Der Unnötige. Frühe Texte“ (Verbrecher Verlag). Seit 2021 ist er Kolumnist der „Literarischen Welt“. Georg Stefan Troller war zweimal verheiratet und hat zwei Töchter. Er lebt seit 1949 in Paris, heute in einer Dachgeschosswohnung mit Kater im siebten Arrondissement.

Wie bewerten Sie in dieser Hinsicht die Rolle der Frauen? In einer Ihrer Sendungen des „Pariser Journals“ von 1962 interviewte Sie die Sängerin Edith Piaf, die gerade ihr lockendes „Milord“ gesungen hat mit der Zeile „J'en ai froid dans le cœur“ (Mein Herz ist kalt) und ihren deutlich jüngeren Liebhaber, den Friseurgehilfen Théo, geheiratet hat. Edith Piaf war eine Berühmtheit und wurde von allen geliebt. Sie konnte sich schon auswählen, wen sie liebte. Aber ihre unauffällige Verliebtheit in immer neue Männer – die vor allem sehr groß sein mussten, weil sie selbst ja sehr klein war – erschien auch schon den Zeitgenossen, ihrem französischen Publikum, extrem. Sie nähmen es aber hin. Edith Piaf galt einfach als die große Liebe. Und damit war das in Ordnung. In Frankreich jedenfalls. Wäre das in Deutschland in Ordnung gewesen?

sich: Gute Kunst kann nur durch absoluten Schmerz entstehen. Sehen Sie das auch so? Ja. Nur Somerset Maugham blieb im Gegensatz zu mir lebenslang ungeheuer kreativ! Aber es gibt einen Unterschied zwischen Lebenskunde und Lebensweisheit. Dieses fältige schlaue Gesicht zeugte von einer Unmenge Erfahrung. Jedoch nicht davon, dass er einen Lebenszweck oder gar eine Philosophie für sich gefunden hätte.

Sind Ihnen Paare begegnet, in der Welt der Kultur, die Sie für ein ideales Künstlerpaar gehalten haben? Im Briefwechsel von Ingeborg Bachmann und Max Frisch begegnet einem das Gegenteil ... Künstlerleben funktionieren nicht besser als andere. Aber ich habe in meinem Filmleben nie von den Leuten erwartet, dass sie mir ihre Liebe vorführen oder beschreiben. Dazu war ich zu überzeugt, dass dieses Ding keine Definition besitzt. Dass man das nicht wirklich beschreiben kann. Man kann das nur erleben. Deswegen hatte ich auch solche Angst vor unserem Interview, weil ich fürchtete, Sie würden von mir Definitionen verlangen. Und die kann ich nicht liefern.

Gut, aber vielleicht fällt Ihnen ja ein Paar ein, de Beauvoir und Sartre zum Beispiel. Oder Romy Schneider mit ihren verschiedenen tragischen Lieben. Die Beauvoir hatte ja noch verschiedene andere Lieben, bei denen sie sich übrigens viel weniger aufspielen musste als bei Sartre. Ich denke an Claude Lanzmann oder Nelson Algren. Was Romy betrifft, mit der wir lange drehten, so war bei ihr leider eine klassische deutsche Sehnsucht nach Unterwerfung zu spüren, gegen die sie sich natürlich auflehnte – eine untragbare Situation. Bei einem späteren Gespräch mit ihrer großen Liebe Alain Delon weigerte sich dieser strikt, von Romy zu sprechen. Und plötzlich kam der Satz: „Das Schicksal bestraft einen manchmal zu Recht. Ich glaube nicht, dass ich je wieder so gelacht habe wie mit Romy.“ Ich fand das sehr schön. Man hatte sie ja nie als große Lachende gesehen.

In Ihren vielen Gesprächen mit schillernden Männern – haben Sie da etwas Neues über Männlichkeit gelernt? Hätte Delon Sie angezogen?

Sind nicht die meisten Werke der Weltliteratur mehr aus Sehnsucht entstanden als aus Erfüllung?

kann eigentlich, die Sehnsucht, etwas zu werden oder etwas zu haben, was ich nicht bin, die Hauptrolle gespielt. Ich wollte nicht meinsgleichen. Ich wollte das andere, das mich erhöht, ergänzt, verklärt. Was heißt das für die Liebe? Eine Frau findet es sehr schön, wenn ein Mann über sie Gedichte schreibt. Aber dann soll er auch bitte seine anständige Anstellung vorweisen können. Dieser Realismus der Frau, der ja neben echter Liebe einherlaufen kann, das war eigentlich nicht, was ich suchte. Das hat mich verstört. Ich suchte das Einssein mit der Frau. Nicht das Gleichsein, aber dass die Frau das einbringt, was ich nicht habe. Die vielen Dinge, die ich nicht besitze, sollte die Frau beibringen. Und dazu gehört, dass ich nie überzeugt war, wirklich zu lieben. Während ich von den Frauen die wahre Liebe einforderte, erwartete, haben wollte. Das ist eine Befähigung, die sehr schwer zu erfüllen ist.

Glauben Sie, dass Ihre Haltung biografisch begründet ist, durch Ihre Geschichte, durch die Geschichte der verschiedenen Fluchten, des Verfolgungsseins? Oder würden Sie sagen, das ist einfach eine Charakterfrage? Wahrscheinlich beides. Aber das Verfluchtsein begann ja schon vor der Flucht. Damit, dass man von der Mehrzahl der Bevölkerung gehasst und verachtet wurde als Jude. Und dass man unaufrichtig in die Situation geriet, wo einen die Leute beleidigen durften und sich dabei großartig vornahmen. Nach einiger Zeit übernimmt du diese negative Vorstellung von dir selbst. Und bist überzeugt, dass die Leute recht haben: Du bist so. Wenn alle Leute oder doch die meisten Leute, die man kennt, Schulkameraden, Lehrer und so weiter, das Jüdische an dir oder angeblich Jüdische an dir herumermachen, solange du als Hassler eingestuft wirst, während du doch ein Liebender bist – das ist die unmögliche Situation, in der ich mich als Kind bereits befand. Ich liebe dieses Land Österreich, ich liebe die Stadt Wien, ja, ich liebe die Primitivität, die Zurückgebliebenheit der österreichischen Landbevölkerung und Hinterwälder. Ich wollte „dazugehören“. Dass man mir unaufrichtig nachwies, dass ich nicht dazugehörte, hat mich in eine eigentümliche Isolation gebracht. Ich konnte übrigens auch nie mit jüdischen Emigranten, das Konzentrationslager Dachau mitbefreit. Muss man lassen lernen, um lieben zu können?

Ich weiß nicht, ob das stimmt. Ich glaube, bei mir selbst hat seit meiner Kindheit, seit ich denken

schon einmal die Geschichte einer Liebe in München erzählt, da waren Sie amerikanisch

Gibt es denn etwas, das Sie mit 15 oder 16 noch nicht wussten, das Sie heute wissen? Oder ist das deckungsgleich mit dem, was Sie heute über die Liebe wissen? Ich glaube nicht, dass ich viel dazugelernt habe. Es wurde nur alles bewusster. Ich bin ohnehin überzeugt, dass wir nur das wissen können, was wir schon immer geahnt haben. Und letztlich bezieht mein ganzer Fernsehruhm auf meinen kindlichen Vorstellungen und Träumen von Zuneigung und Liebe und Schönheit.

Wie meinen Sie das? Sagen Sie es nicht weiter, aber ich war in meinen Filmen stets weniger an der Realität interessiert als an ihrer „Verträumung“, wenn ich das so sagen darf. Die Sender wollten natürlich davon im Grunde nichts wissen, wir lebten ja im soziologischen Zeitalter. Aber ja, ich habe versucht, in meinen Filmen Schönheit zu kreieren. Meine Filme waren versteckt darauf aus, wie Gedichte zu wirken. Was ich suchte, war eine Verbindung von Bild und Bewegung und Rhythmus und Musik und Interview und gesprochenem Text, das sollte eine Art Gesamtkunstwerk ergeben, komponiert sein. Und daran dachte ich jahrzehntelang praktisch mit den gleichen Mitarbeitern herumzwerkeln. Das war doch ideal.

Es war also die Erfüllung von Liebe und Leidenschaft in der Kunst? Absolut. So sehe ich es heute.

Noch mal von Ihrer Kunst zurück in Ihre eigene Sprache. Von den vielen Sprachen, die Sie sprechen, gibt es eine, die Sie richtig liebt? Das Französische, das Österreichische, Wienerische, das Deutsche, Englische oder Amerikanische? Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Wissen Sie, das ist mein schwacher Punkt. Heimat ist ja auch Sprache. Heimat ist die erste Sprache, die du als Kind lernst. Du lernst, dass die Dinge Wörter haben. Dass die Dinge einen Namen besitzen. Und damit entschärfst du das Bedrohliche der Umwelt, das Kinder ja um sich spüren. Sobald der Schrank „Schrank“ heißt und ihr Besen „Besen“, brauchen Sie keine Angst mehr vor ihm zu haben. Sie besitzen ihn ja, indem Sie sein Wort besitzen. In der Migration geht diese Identität des Gefühls mit dem Wort langsam verloren. Und die Worte verlieren ihre Magie. Und das ist das, was ich am meisten fürchte auf der Welt: dass ich keine Sprache

Dachau hat mich auch etwas befreit: dass ich das alles fotografieren durfte. Mit meiner ererbten Leica. Und das ist wie mit dem Filmen, man fotografiert es weg! Das, was man aufnimmt, ist nicht mehr es selbst, ist schon in deinem Bild. Du hast es verwandelt, du hast Leben in Bild verwandelt. Und dieses Bild gehört dir. Damit kann man überleben. Und das war auch meine Einstellung über 40 Jahre Filmerei. Ich habe das Leben zu meiner Darstellung gebracht. Aber hat man dann damit das Leben ausgelebt? Oder hat man es nur von sich weggeschoben und einfach in Bild verwandelt? Mit dieser Frage hab ich mich laufend befasst. Hast du ein Recht, das Leben in Bild zu verwandeln oder in Schönheit, in Musik, was auch immer? Hab ich damit mein Schicksal in den Griff bekommen? Oder ist das nur eine Ausrede? Nur Darstellung statt Wirklichkeit? Nur Projektion, Umwandlung statt Ding an sich?

Gab es für Sie den Moment des Haderns mit der deutschen Sprache als Sprache der Täter? Ein Problem, das mich Tag und Nacht beschäftigt, aber man kann nicht drüber reden, weil anderen niemand versteht. Kann man eine Sprache angehören, ohne dem Volk anzugehören, das sie spricht? Ich weiß es bis heute nicht. Ich habe im französischen Internierungslager, so um 1940, ein deutsch-französisches Langenscheidt-Wörterbuch durchgesehen. Nicht etwa die französischen Vokabeln, sondern die deutschen! Ich habe ein ganzes Heft vollgefüllt mit Wörtern, die ich mir herausgesehen habe, die am Rande des Vergessens, also des Abstruzes standen. Und ich mache es heute noch so. (lacht)

Wie muss man sich das vorstellen? Ich notiere dann in meinen Kalender ein Wort, das ich praktisch am Abgrund des Vergessens wiedergefunden habe – und das ich mir jetzt merken will. Jetzt, wo mir die Begriffe oft zuerst auf Englisch oder auf Französisch einfallen und nicht mehr auf Deutsch.

Also ist es ein Festhalten auch. Gibt es denn, wenn Sie so zurückdenken, eine Liebe oder eine Art von Liebe, die Sie versumt haben? Bestimmt. Da ich mich seit meiner Kindheit mit romantischer Literatur befasste, bin ich überzeugt, dass ich diese totale Liebe, wie sie da beschrieben wird, nie erleben durfte. Dass ich also dem Leben ungenügend gegenüberstand. Dass

die ganze Filmerei und Schreibeerei nur Ersatz war für das, was ich eigentlich hätte fühlen müssen. Und dann finde ich mich plötzlich in irgendeinem Zusammenhang einem Gedicht gegenüber und frage mich, warum hast du das nicht selbst geschrieben? Das ist die Problematik, mit der man sich lebenslang herumtschlingt. Hast du deine Liebesmöglichkeiten ausgelebt? Und wenn nicht, warum nicht? Und hast du dir damit eigentlich deine Lebensberechtigung abgesprochen?

Wie blicken Sie in Ihrem Alter auf unsere Zeit, in der es mehr als ein Geschlecht gibt, viele verschiedene Möglichkeiten, als Familie zu leben? Oder ist vieles von dem, was heute neu erscheint, gar nicht besonders neu? Ich denke, im Grunde bleibt der Mensch sich selbst gleich. Nur werden die bisher verstreckten Probleme heute frei angesprochen.

Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

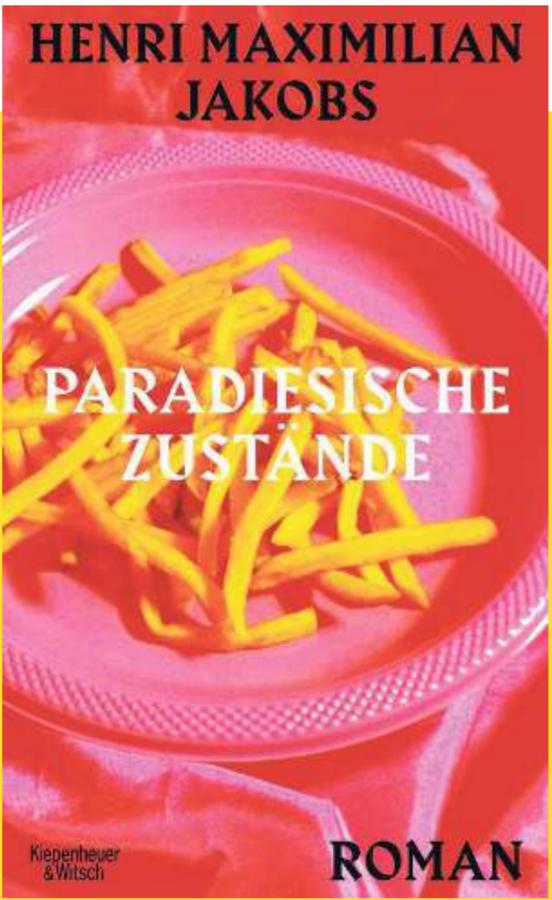
Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

Wie ist es mit Ihrer Bibliophilie? Im Dokumentarfilm „Auslegung der Wirklichkeit“ von Ruth Rieser gibt es diese Szene, in der Sie in ihrer letzten Wiener Wohnung stehen. Und Ihre Kinderbücher wiederfinden, in einem verschlossenen Schrank. Man spürt da auch eine Art von Liebe. Wissen Sie, ich fühle mich manchmal, als ich der letzte Wiener Feuilletonist. Die Liebe zu Wien besteht ja darin, dass man etwas gleichzeitig total bewundern und total belächeln kann. Das ist die Wiener Ironie. Das ist letztlich mein Lebensgefühl. Ja, in dieser Szene im Film bin ich also nach 90 Jahren auf einmal drauf und dran, in meinem alten Bücherschrank die Bücher wiederzutrinken, die ich zur Bar-Mizwa mit 13 Jahren bekommen habe. Die Bücher standen im Schrank – und die Dame, die heute dort lebt, sagt, den Schrank habe ich von meinen Großeltern geerbt, nur leider den Schlüssel verloren. Das hat doch etwas Mephistophelisches! Da spielt doch ein Gott mit uns. Ein ironischer Gott, der wahrscheinlich Wiener ist. (lacht) Aber wissen Sie, dass man das Leben am Ende so fühlen kann, darf und dass man nicht, wie meine erste Frau, an dauernden Schmerzen leiden und sich den Tod herbeisehnen muss. Also noch verhältnismäßig frisch ist und dabei noch Interviews gibt, so gut es eben geht – wer hätte das geglaubt? Also wenn das nicht ein ironischer lieber Gott oder Teufel in die Wege geleitet hat und sich gesagt hat: Troller, Troller, ja wenn schon!

6 DIE LITERARISCHE WELT



JUDGE A BOOK BY ITS COVER

Ein Teller Pommes ohne alles, dazu nur der Titel „Paradiesische Zustände“? Kann doch eigentlich nur ein wunderbarer Pleonasmus sein, zumal dann, wenn die schmalen Pommes minimalistisch auf dem schönen Formbruch „Plastikteller auf Seidendecke“ serviert werden, jedenfalls in Stil einer idealtypischen High-Low-Konstruktion. Was diese über den Inhalt des Buches sagt, das von einer Transformationsgeschichte in der Großstadt erzählt, bleibt allerdings verlockend offen. Vom Autor weiß der Klappentext immerhin zu berichten: „Auch er liebt Pommes“. MARA DELIUS

Henri Maximilian Jakobs: **Paradiesische Zustände**. Kiepenheuer & Witsch, 352 Seiten, 22 Euro

Sarah Hall zeichnet eine wilde Künstlerin

In Sarah Halls „Wie wir brennen“ lebt die erfolgreiche Bildhauerin Edith zurückgezogen in Burntcoat, einem schiffsartigen, riesigen Atelier in einer Industriearmatur, irgendwo in Nordengland, umgeben von Wasser und dürr-wildem Land. Vor ein paar Jahren wurde die Welt von einem Virus heimgesucht, Ediths Geliebter Halit, ein aus Osteuropa eingewanderter Koch, ist tot, und auch Edith wird bald sterben, spürt sie. Ihre Gedanken flackern zwiesprachig in die Vergangenheit: zur Mutter, die einmal Autorin war, eine hübsche, strahlende Frau in einem feinen Mantel, dann von einem Schlaganfall für immer verändert; zum Sex mit Halit; zu einem Mädchen aus ihren Träumen, vielleicht ihr *alter ego*; zum Virus, in seiner Schrecklichkeit für Edith fast selbst schon wie ein Kunstwerk.

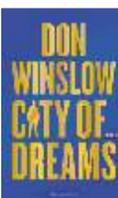
Wie gehen wir mit uns selbst um, wenn wir sterben? „Wie wir brennen“ ist sanft und melancholisch, kein einfacher Pandemieroman, sondern ein Buch über die Sprache der Mutter, über das weibliche Künstler-Ich, wie es Virginia Woolf beschrieb, das dann lodern kann, wenn die Frau ihren Rückzugsort hat und auch genug Geld – und Edith ist reich und hat Burntcoat. Rimbauds „Ich ist ein Anderer“, die prinzipielle Unbegreiflichkeit des Zustandekommens von Schönem, wird hier in ein weibliches Künstler-Ich übersetzt, das innere Melodien, am Rand der Einsamkeit und verzweifelter Stille, schafft. SARAH PINES



Sarah Hall: **Wie wir brennen**. Aus d. Engl. v. Eva Bonné. Penguin, 240 Seiten, 24 Euro

Don Winslow erfindet den neuen Aeneas

Danny Ryan hatte einfach kein Glück. Könnte man sagen. Dass er weichherzig ist und an Gott glaubt, an „Himmel und Hölle und all den Mist“. Für einen Mafioso sind das keine besonders guten Voraussetzungen. Und dann kam auch noch Pech dazu. Er geriet in ein Epos von Don Winslow. Der wollte mit Danny, dem guten Iren aus Providence/Rhode Island, ein letztes Mal, bevor er sich hauptberuflich der Agitation gegen Trump widmete, die ganz große Mafia-Mär durchziehen wie Martin Scorsese, sein Bruder im Geiste, es im Film „Irishman“ getan hatte. Hat man aber einmal – noch eine Fußball-Weisheit – Dreck am Schuh, hat man Dreck am Schuh: Winslows Legende von Danny – die mit „City on Fire“ begann, mit „City of Dreams“ weitergeht und mit „City in Ruins“ endet – folgt der vergilischen „Aeneis“, darunter macht es der Großmeister nicht. Nach dem trojanischen Krieg von Providence zwischen den Italienern und den Iren, der in einer Katastrophe für Danny „Aeneas“ Ryan endete, flieht er mit seinem demontierten Vater und seinem Sohn nach Westen. Die Italiener sind hinter ihm her, die Polizei, das FBI, dann – Dreck am Schuh! – auch die Mexikaner. Aphrodite kommt vor und Dido, Amerika ist ein Drecksloch ohne Ausweg und Hollywood die Hölle. Kennt man ja. Man könnte Vergil noch mal lesen. Oder Dennis Lehane's Mafia-Moritäten. Das kann man gar nicht oft genug tun. ELMAR KREKELER



Don Winslow: **City of Dreams**. A. d. Engl. v. Conny Lösch. HarperCollins, 467 Seiten, 24 Euro

Anna Maria Ortese ist wütend auf Neapel

Die Schriftstellerin Anna Maria Ortese (1914–1998) war die große Unbehaute der italienischen Literatur. Aufgewachsen in der Mussolini-Zeit, zog sie mit ihren Eltern, die bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg starben, mehrfach um: von Rom ins damals italienisch besetzte Tripolis, Libyen, und schließlich nach Neapel. Als sie, die Autodidaktin, die nur dank eigener Anstrengungen eine Schulbildung erhalten hatte, schließlich als Schriftstellerin bekannt geworden war, hatte sie auch ihre vier Brüder verloren: zwei durch Tod, zwei durch Auswanderung. Kein Zufall, dass deshalb ihr Prosaband „Neapel liegt nicht am Meer“ in der damals tonangebenden neorealistischen Schule ebenso ein Fremdkörper blieb wie ihr 1975 erschienenes Hauptwerk „Der Hafen von Toledo“. Die über 700 Seiten in der formidablen Übersetzung von Marianne Schneider lassen freilich auch heutige Leser einigermaßen ratlos zurück. Ortese, deren Vater katalanische Wurzeln hatte, literarisiert die eigene lebenslange Entfremdungserfahrung, indem sie das Neapel der 1930er-Jahre in ein romantisch-spanisches El-Greco-Toledo verlegt. Leider verzichtet ihre Prosa größtenteils auf Außenweltbeschreibungen. Ohne diese aber wird der Schrecken der Vereinsamung – und das gilt für alle Bücher dieses Genres – possierlich und redundant. Zumindest diese Einsicht schenkt dieser große, zärtlich-wütende und doch misslungene Versuch. MARKO MARTIN



Anna Maria Ortese: **Der Hafen von Toledo**. Aus dem Italienischen von Marianne Schneider. Friedenauer Presse, 729 Seiten, 34 Euro

Nell Zink schickt Aschenputtel in die Bikergang

Bran, die Heldin aus Nell Zinks „Avalon“, sieht zwar aus wie Audrey Hepburn. Ansonsten jedoch hat es das Schicksal nicht besonders gut mit ihr gemeint. Als Kind wurde sie erst vom Vater, dann von der Mutter verlassen und wuchs in der fragwürdigen Obhut einer südkalifornischen Bikergang auf, die sie für Kost und Logis auf einer Farm schuften ließ. Während ihre behüteten Highschool-Freunde an ihrer Zukunft feilen, schneidet Bran den ganzen Tag pestizidverseuchte Ziersträucher zu und liest sich nebenbei quer durch das E und U der Literaturgeschichte. Irgendwann verliebt sie sich auch noch unsterblich in Peter, der redet wie eine mansplaining Susan Sontag während einer Ayahuasca-Zeremonie, in Harvard studiert hat und leider schon mit einer irre attraktiven Prinzessin verlobt ist. Natürlich ginge es nicht mit rechten Dingen zu, wenn das Redneck-Aschenputtel Bran sich nach und nach am eigenen Schopf aus dem Sumpf zöge. Aber das tut es bei Zink auch nicht. Diesmal lebt die amerikanische Autorin, die im deutschen Bad Belzig wohnt, ihre abgründige Humorbegabung besonders ungehemmt aus. Hinreißend halsbrecherisch mischt sie Gesellschaftssatire, Liebesgeschichte mit weiblichem Bildungsroman und Roadnovel. Als Peter einmal eine seiner superhintergründigen Bemerkungen macht, gesteht Bran sich ein: „Ich merkte, dass ich verarscht wurde, und es gefiel mir prächtig.“ Dieses Wohlgefühl empfindet man auch bei der Lektüre. MARIANNA LIEDER



Nell Zink: **Avalon**. Aus dem Englischen von Thomas Überhoff. Rowohlt, 272 Seiten, 24 Euro

KURZKRITIKEN

Rin Usami lebt ein Leben als totaler Fan

Rin Usami ist eine Art Wunderkind der japanischen Literatur. Für ihren ersten Roman wurde sie als 19-Jährige mit dem Mishima-Preis ausgezeichnet, für ihren zweiten, „Idol in Flammen“, erhielt sie, mit 21, den angesehenen Akutagawa-Preis. Das Buch, nun in deutscher Übersetzung erschienen, ist eine Teenager-Passionsgeschichte: Eine 17-Jährige erzählt von ihrer Besessenheit für einen Popstar: wie sie die Schule vernachlässigt, jeden Augenaufschlag und jede Interviewäußerung ihres Idols auslegt, ihr ganzes Geld für Merchandising ausgibt, nur noch für ihr Weblog lebt, von ihrer Familie aufgegeben wird, immer tiefer in den Abgrund der Hörigkeit gerät. Doch wer sich von den Requisiten des Jetzt (J-Pop, soziale Medien, asiatische Fan-Kulturen) nicht blind machen lässt, erkennt eine nahezu klassische Geschichte. Zu Zeiten von Dante, Goethe, Proust waren bedingungslos und völlig unerfüllte Lieben, Hingabe und Selbstopferung noch keine beargwöhnten Motive. Erst in einer Epoche, in der einem schon früh gesagt wird, dass Liebe ein fairer Deal auf Gegenseitigkeit sein sollte, wird dem Verzicht auf die Imperative der Selbsterhaltung Teenager-Gestörtheit attestiert. Allerdings, daran lässt Rin Usamis Erzählung keinen Zweifel, sind vernünftig gewordene Erwachsene auch nicht glücklicher. Ein hypnotisch erzähltes und tief empfundenes Buch, das einem das Herz bricht, wenn man noch eines hat. PETER PRASCHL



Rin Usami: **Idol in Flammen**. Aus dem Japanischen von Luise Steggewentz. Kiepenheuer & Witsch, 128 Seiten, 18 Euro

Guntram Vesper stöbert in seiner Kindheit

Einem größeren Publikum bekannt wurde der Schriftsteller Guntram Vesper (1941–2020) erst vier Jahre vor seinem Tod, als er 2016 für seinen Roman „Frohburg“ den Preis der Leipziger Buchmesse erhielt. Wem dieses Opus magnum mit seinen 1000 Seiten zu wuchtig war, der kann nun wunderbar leicht Ersatzentritt in Vespers zauberhaftes Werk finden. Der vorliegende Band mit nachgelassenen Essays und Berichten versammelt im Kleinen, was das Œuvre im Ganzen ausmacht: Immer wieder kreist es um Vespers Herkunft aus der Kleinstadt Frohburg südlich von Leipzig und speist sich aus Erinnerungen an die Gegend seiner sächsischen Kindheit. Vespers Familie verließ die DDR 1957, er verliebte sich in Hessen und lebte später in Göttingen. Während Leipzig „wie ein Spiegel auf einem übergroßen Servierbrett sitzt, man sieht von ferne vor allem auf das Gelbe vom Ei mit der halben Olive des Völkerschlachtdenkmal obendrauf und von der todlangweiligen Tieflandschaft nicht viel“, beginnt Vespers Welt südlich von Leipzig, jenseits der Kohletagebaulöcher, die inzwischen zu Seen geworden sind. Im Grunde ist Vesper eine Art sächsischer Proust, der sein literarisches Leben der Wiederaneignung von Kindheits- und Erinnerungslandschaften gewidmet hat und in immer neuen Variationen in ihnen stöbert, übrigens ebenso leidenschaftlich wie in Antiquariaten und Spielwarenläden. MARC REICHWEIN



Guntram Vesper: **Lichtspiele**. Essays und Berichte. Schöffling & Co, 378 Seiten, 30 Euro

Heinrich Heine wandert wieder durch den Harz

Der in Berlin lebende Engländer Paul Scraton machte vor zwei Jahren mit einem Buch über die per pedes umrundete Hauptstadt („Am Rand. Um ganz Berlin“) von sich reden. Nun begibt er sich auf Schusters Rappen durch den Harz, nicht auf einer x-beliebigen Route, sondern in den Fußstapfen Heinrich Heines. Die „Harzreise“ des berühmten Vor-Gängers, die neben der tatsächlichen Reisebeschreibung eine unbändige, das Deutschland seiner Zeit scharf karikierende Gedankentour ist, wird von Scraton von Station zu Station mit der heutigen Harz-Wirklichkeit kontrastiert. Mit unverstelltem Blick für den deutschen Provinzalltag und die Begegnungen in Bierlokalen und Pensionen vermisst er eine Gegend, die für die Paradoxien der deutschen Identität im 19. und 20. Jahrhundert symptomatisch war und mittlerweile aus dem Blick gerückt zu sein scheint: Scraton trifft unterwegs, anders als Heine, kaum noch Wandernde an – und die fragile Ökologie der Region (das Waldsterben im Hochharz, der bedrohte Karst im Südharz, die vom Bergbau hinterlassene, zum Unesco-Welterbe geadelte Kulturlandschaft) ist präsent. Es bedarf wohl der Perspektive eines Briten, der *en passant* auch noch die Harzreisen der englischen Romantiker Coleridge und Wordsworth mit einfließen lässt, um mit untergründigem Humor den Harz aus der deutschen Vergessenheit wieder in die Mitte Europas zu rücken. JAN RÖHNERT



Paul Scraton: **Harzwanderungen**. Auf Heines Spuren durch den deutschen Wald. A. d. Engl. v. Ulrike Kretschmer, Matthes & Seitz, 253 Seiten, 24 Euro

Wien brauchte Berlin – und umgekehrt

Der Europa-Ethnologe Jens Wietschorke hat über die kulturhistorischen Verflechtungen Wiens und Berlins nachgedacht und einen mit Lust zu lesenden Langessay geschrieben, der vom Werden der Moderne in der traditionsreichen Kaiserstadt und im 1871 ebenfalls kaiserlich gewordenen Berlin handelt. Viel Zeit hatten die beiden Metropolen nicht, denn Hitler mochte weder die Moderne noch die beiden Städte, weder das in die Neue Welt drängende Berliner Tempo noch das Wiener Gemüt. Natürlich zitiert Wietschorke Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz“ als Beispiel des schnellen Lebens und Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ als den Wiener Widerpart, aber Musils Metapher von der „kochenden Blase“ des Urbanen malt er aus, um zu zeigen, wie gerade in der Kunst und den Genres der Unterhaltung die Gegensätze sich aufheben, wie die Künste und ihr pendelnde Personal dazu führen, „dass man auf irgendeine Weise immer beides braucht: Wien und Berlin“. Sigmund Freud und Magnus Hirschfeld, Adolf Loos und Hans Poelzig sind Zeugen dieses Nebeneinanders. Die Wiener Harfenistin Vicki Baum wurde zur Berliner Romanautorin, die schon vor 1933 nach Amerika emigrierte. Oswald Wiener, mit H. C. Artmann und anderen Teil der „Wiener Gruppe“, wurde 1970 Gastromom in Berlin. In seinem „Exil“ war Wien zu Hause, bis der Autor der „Verbesserung von Mitteleuropa“ nach Kanada auswanderte. HERBERT WIESNER



Jens Wietschorke: **Wien – Berlin**. Wo die Moderne erfunden wurde. Reclam, 346 Seiten, 26 Euro

DER SMALLTALK

Ein neuer T.C. Boyle!

„Blue Skies“ ist da, und siehe: Der neue Roman des amerikanischen Schriftstellers Tom Coraghessan Boyle ist ein Klimaroman.

Klimaroman?

Ja, in „Blue Skies“ geht Kalifornien gerade in Flammen auf, während Florida vor Überschwemmungen unterzugehen droht.

Klingt freudlos, moralisch.

Nee, gar nicht. T.C. Boyle ist viel zu humorvoll dafür. Hier gibt es frittierte Heuschrecken zum Abendessen. Außerdem ist es falsch, das Genre Climate Fiction als modisch und durchmoralisiert zu verstehen.

Klingt aber genau so.

Na ja, es gibt ja inzwischen sehr viele, literarisch sehr unterschiedliche Stimmen in diesem Genre: Robert Macfarlane, Richard Powers, Amitav Ghosh, vielleicht auch Barbara Kingsolver oder Anthony Doerr. Nun eben auch T.C. Boyle.

Also Science-Fiction plus Umwelt-apokalypse?

Im Fall von T.C. Boyle eben nicht beziehungsweise in der humorvollen Variante, Boyle war ja schon immer ein Zivilisations skeptiker.

Cli-Fi statt Sci-Fi?

Ja, kann passieren, dass bald die Climate die Science-Fiction in Sachen Popularität ablöst. Boyle ist jedenfalls der amerikanische Lieblingsschriftsteller der Deutschen, vielleicht ist „Blue Skies“ eine erste Richtungsänderung.



T.C. Boyle: **Blue Skies**. Aus d. Amerik. v. Dirk van Gunsteren. Hanser, 400 Seiten, 28 Euro

Witold Walczykiwicz, ein Pianist Anfang 70, hat es als Chopin-Interpret zu schmalen Ruhm gebracht, indem er die Musik seines berühmten Landsmanns auf ungewöhnlich nüchterne Weise interpretiert. Nach einem Konzert in Barcelona begegnet er einer kultivierten Frau Ende 40, die all das ausstrahlt, wonach er sich sehnt. Seine Liebe trifft jedoch nur auf höfliches Desinteresse.

VON GISELA TRAHMS

Das ist die Ausgangssituation, was kann daraus werden? Beatriz, die Frau, ist verheiratet und Mutter zweier erwachsener Söhne. Mit ihrem Mann, einem Banker, der seine Affären diskret auslebt, führt sie eine taktvolle Ehe. Ihre Zeit widmet sie guten Zwecken, zum Beispiel einem Kreis von Musikern, die Konzerte organisieren. Intelligent, pragmatisch, anmutig, wohlhabend – nicht leicht für einen Schriftsteller, stabile Sympathien für eine Figur zu wecken, die ein derart privilegiertes, glattes Leben führt. Aus ihrer Perspektive wird erzählt, für sie soll der Leser sich interessieren, obwohl die männliche Figur Witold, der Pole, anziehender und geheimnisvoller ist. Ruhelos reist er von Konzert zu Konzert, doch sein Ziel ist das Absolute, das Frieden schenkt.

Coetzees neues kurzes Werk, das im Klappentext als „Novelle“ firmiert, beginnt mit dem lakonischen Satz: „Zuerst bereitet die Frau ihm Schwierigkeiten und bald darauf auch der Mann.“ Eine Beziehungsgeschichte also, auch zwischen dem Erzähler und seinen Protagonisten. Sollte dem Leser die Seele des Polen „ungewöhnlich trocken und streng erscheinen, deutet das vielleicht auf eine gewisse Dürre“ hin. Dürre und Kälte sind auch dem Autor Coetzee vorgeworfen worden – kann er der geschmeidigen, lebensfrohen Beatriz so gerecht werden?

Die Geschichte hat Tempo. Nach den schleppenden Endlosdialogen der „Jesus-Trilogie“ (2013, 2018 und 2020 erschienen) demonstriert sie Coetzees Rückkehr zur Narration unter Hochdruck. Nur das Wesentliche wird erzählt, die minimalen „Kapitel“ sind nummeriert, sodass das Ganze wie eine atemlos vorgetragene Aufzählung

wirkt. Die Fragen, die den Text durchziehen, kommen dem Leser als die eigenen entgegen. Welches Echo wird Witolds Grübeln und Drängen bei Beatriz auslösen? Wird sie in der Beschränktheit ihres perfekten Lebens verharren oder – ja, welche Hoffnungen gibt es denn überhaupt, wenn alle schon erfüllt scheinen? Witold möchte mit ihr nach Brasilien fliehen. Nicht im



J. M. Coetzee: **Der Pole.** Aus dem Englischen von Reinhild Böhnke. S. Fischer, 144 Seiten, 20 Euro

Ernst! Was sollte dort besser sein als in Europa? Was ersehnt er? „Es geht nicht um Sex“, erklärt Beatriz ihrem toleranten Mann. „Natürlich geht es um Sex“, antwortet dieser. Beide haben recht, was nicht ohne Komik ist.

Immerhin braucht Sex keine Worte. Beatriz spricht fließend Englisch, das Englisch des Pianisten besteht nur aus ein paar Brocken und ist rührend alt-

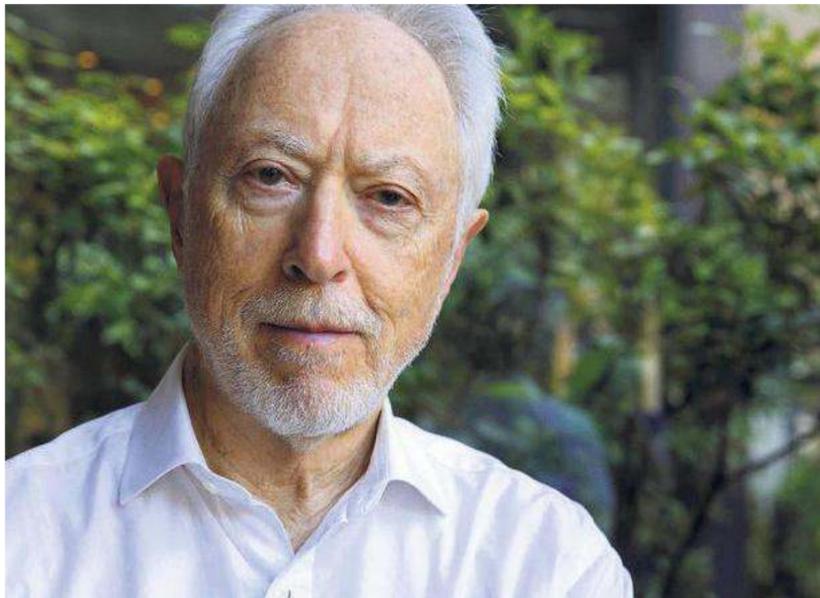
modisch. Der Leser registriert es mit Heiterkeit, aber für den armen Witold ist das Englische ein Gefängnis. Auch Coetzee selbst hat sein kompliziertes Verhältnis zu dieser Sprache oft betont. Nicht zum ersten Mal lässt der Südafrikaner die Übersetzungen seiner Bücher vor dem Original erscheinen, um gegen die weltweite Dominanz des Englischen zu protestieren. „Der Pole“ ist auch ein Text über Sprache: Die Worte von Witold und Beatriz gleichen „im Dunkeln hin und her gereichten Münzen“, deren Wert unbekannt bleibt. Darunter blühen die literarischen Subtexte. „Witold“ leitet sich vom althochdeutschen Wort für „Wald“ ab, und wenn die Frau Beatriz heißt, rückt der Name den Mann in die Nähe der „Göttlichen Komödie“. Dantes Ziel ist die „Rose der himmlischen Tugenden“, Witold dagegen rührt in einem an Beatriz gerichteten Gedicht die „Rose zwischen den Beinen einer gewissen Frau“. Für ihn wohnt der Liebe und dem Sex gerade in der heillosen Gegenwart immer noch ein Hauch Transzendenz inne. Beatriz, die Frau, kommt allerdings ohne Transzendenz aus, sie verkörpert jene westliche Rationalität, mit der sich der polnische Künstler nicht zufriedengibt.

Trotzdem fliegt sie nach Warschau, als sie von Witolds Tod erfährt, und übernachtet in der schäbigen Wohnung, die die Verzweiflung seiner letzten Jahre sichtbar macht. Am nächsten Morgen hat sie am Flughafen „eine lange Wartezeit bis zu ihrem Flug; sie nutzt sie für ein gemütliches Frühstück, eine Massage, eine Maniküre. Um 18.00 Uhr ist sie zu Hause, ausgeruht und lächelnd.“ Spätestens jetzt wünscht man sie mitsamt der Herzlosigkeit der besseren Kreise zum Teufel.

Des Lesers Mitgefühl gilt Witold: So viel Leiden um eine derart banale Frau! Aber passiert das nicht alle Tage? Ist das, in einer Zeit, die in puncto Liebe alles erlaubt, der tragische Rest, der nie verschwinden wird? Und wer ist absurder, wer bemitleidenswerter – der Mann oder die Frau? Im Untergrund dieses eleganten Buches hört man den immer noch gewaltigen Grimm des Autors Coetzee über Gottes fehlerhaftes Geschöpf Mensch rumoren. Wie töricht verhält er sich, was tut er dem Mitmenschen an! Keine Heilung in Aussicht. Aber die Zuneigung des Lesers ist dem Polen gewiss.

Atemlos in die Affäre: J. M. Coetzee findet mit einer Liebesgeschichte zu alter Stärke zurück

Der tragische Rest



John Maxwell Coetzee, 1940 in Kapstadt geboren, erhielt 2003 den Literaturnobelpreis

LOB DES MONATS

BUCH DER STUNDE

Ich bin ein kranker Mensch ... Ich bin ein gehässiger Mensch. Und ich bin kein attraktiver Mensch.“ So gingen einst Dostojewskis „Aufzeichnungen aus dem Kellerloch“ los, 1864 war das. Eine psychopathische Stimme behauptete, krank und gehässig zu sein, aber der Leser verstand sofort, dass eigentlich die Gesellschaft, von der sie berichtete, krank und gehässig war. Die Position der absoluten Schwäche, von der aus diese Stimme erklang, mutierte in eine absolute Stärke der Literatur, helllichtig und hochgradig süchtig machend.

VON JAN KÜVELER

Es gibt jetzt einen Nachfolger für unsere Gegenwart, der nicht mehr den Aberwitz aristokratischer Hierarchien zum Thema hat oder das Unglück kleiner Beamter, sondern den Wahnsinn unserer fortschreitenden Gewichtsverlagerung ins Digitale. „I'm a Fan“ von Sheena Patel geht aus vom bestürzenden Befund, dass das zunehmend formlose und asoziale Chaos des echten Lebens nur noch durch gewissenhaftes Kuratieren und Inszenieren eines Surrogat-Ichs in den sozialen Medien zusammengehalten wird.

Wie bei Dostojewski steht eine einzelne Stimme im Vordergrund, die aus einer Position totaler Schwäche spricht: eine postmigrantische Tagelöhnerin Anfang 30 im London der Gegenwart, kinderlos, in einer kläglichen Beziehung mit einem nachsichtigen Softie, voller ungestillter Ambition, krank vor Neid und Narzissmus. Sie selbst, offenbar Kind indischer Einwanderer, bleibt genauso namenlos wie die Leute, von denen sie erzählt – dem „Mann, mit dem ich zusammen sein will“, und der „Frau, von der ich besessen bin“. Der Erste kommt vage aus dem Literaturbetrieb und ist da eine große Nummer; alle wollen Fotos mit ihm machen, und ein großes Literaturhaus lädt ihn ein, einen Vortrag zu halten „über ein Thema, das keine Sau mehr interessiert“. Er, natürlich ein Weißer, ist verheiratet mit einer ebenfalls weißen, allerdings erfolglosen Künstlerin, die traurige Collagen macht, die aufgedunsene Figuren von hinten zeigen. Daneben hält er sich aber einen „keuschen Harem“, wie die Erzählerin überzeugend analysiert, einen „Vorrat an liebeskranker weiblicher

Aufmerksamkeit, den er gerne mal aufmischt, wenn ihm langweilig ist“. Eine der Odaliskinnen ist besagte „Frau, von der ich besessen bin“. Warum ausgerechnet von ihr?

Weil, so die unausgesprochene Antwort, sie sich am besten auf Social Media stalten lässt, wo sie pausenlos irgendwelche Statussymbole der 2020er-Jahre postet, japanische Tontöpfe für 600 Dol-



Sheena Patel: **I'm a Fan.** Aus dem Englischen von Anabelle Assaf. hanserblau, 240 Seiten, 20 Euro

lar das Stück, die nur dem Anrichten simpler Gerichte dienen, dafür gekocht aus vorzüglichsten Zutaten, gezogen im eigenen Garten. Die wahre Ernte dieses exhibitionistischen Daseins besteht aus den unzähligen Kommentaren einer täglich um Hunderte Follower anschwellenden Jüngerschaft. Es ist ein Leben zwischen blauen Haken und lippenbekanntem Aufgehören gegen die Unge-

rechtigkeiten der Welt, Rassismus, Klassismus et cetera, während die ganze eigene Performance doch von nichts kündigt als dem ewigen Fortbestehen der eigenen Privilegiertheit.

So ist der Roman mit voller Absicht ein Crashkurs nicht nur in den ekligsten Machinationen der sozialen Medien, sondern auch in den wesentlichen identitätspolitischen Diskursen unserer Zeit. Kurze Kapitel behandeln in apodiktischem Soziologensound sämtliche Themen, die täglich auch „taz“-Redakteure umtreiben, und lesen sich so: „Das Gebäude war so konzipiert, dass die Arbeiterschaft ihre Produktivität nicht mit Tagträumen vergeudet.“ Oder: „Ich frage mich ernsthaft, wie so viele intelligente Frauen, die angeblich dafür sind, dass Frauen ihre Geschichten erzählen können, die für Frauenleben und weibliche Unabhängigkeit kämpfen, so skrupellos und besitzergreifend sein können, sobald es um einen Mann geht.“

Patels Stärke ist die moralische Ambivalenz, das Aufdecken blinder Flecken im notorischen Anklageritual, wie man es aus dem Lager der zeitgenössischen Linken gewohnt ist: „Seit George Floyd“, heißt es einmal, „sind weiße Liberale viel besser darin geworden, sich zu verstellen – jetzt posten sie Fotos ihres Thanksgiving-Dinners und schreiben drunter, wissen, wofür dieser Tag steht und die Gesellschaft von Freunden genießen.“

Der Roman ist Patels Debüt. Sie gehört wohl einem Kollektiv namens „4 Brown Girls Who Write“ an, wobei „Brown“ auf die indische Herkunft anspielt und nahelegt, die Autorin könne weißen Privilegien ebenso kritisch-neidisch gegenüberstehen wie ihre Erzählerin. Dieser Verdacht führt unter anderem dazu, dass die Meinungen der Leser extrem geteilt sind, wie ein schnelles Scannen der Rezensionen auf amazon.co.uk beweist. Die Kritiker werfen ihr außerdem übertriebene Nabelschau einer selbst ernannten Elite, die sich sogar im Zustand materieller Armut eine Dekadenz übersteigter Empfindung leistet.

Da ist was dran, trotzdem ist „I'm a Fan“ praktisch Pflichtlektüre für alle, die sich eben für diese Zeitgeist- und Dekadenzphänomene interessieren. Um es in der Sprache der Verkaufsalgorithmen zu sagen: Wer Leif Randt mag, wird auch Sheena Patel mögen.

VON GEORG STEFAN TROLLER



TROLLERS JAHRHUNDERT

Wie war's mit Muhammad Ali?

Muhammad Alis Trainingscamp in den Bergen von Pennsylvania. Darin ein Karree von Holzstützen. Wir melden uns in der Küchenbaracke. Dort Alis Mutter, sein Trainer Dundee, sein Sprüchmacher Bundini („Schwebe wie ein Schmetterling, stich wie eine Biene“). Und drei „Schwarze Moslems“ in steifen Krügen und dito Haltung.

Er selbst sitzt in seiner Wohnbaracke, meditierend. Aber gleich erheut, ein Publikum für sich zu haben. Flüssiger Vortrag, während wir noch unsere Lampen aufbauen. In Monatsfrist soll er gegen Frazier antreten, dann gegen Foreman. Es geht um die Weltmeisterschaft. Aber in Alis Kopf geistern ganz andere Bilder herum: „Ich bin der Vordenker meines Volkes. Meinem Volk hat man das Gehirn gewaschen. Jesus ein weißes Baby, alle Engel schneeweiß, Tarzan im Urwald, ein Weißer beherrscht Afrika. Der Präsident sitzt im Weißen Haus, im Paradies spaziert du auf der Milchstraße. Aber wehe, du sündigst, schon stehst du auf der schwarzen Liste. Kapiert?“

Dann im Trainingslauf. Ali boxt lachend mit unserer Kamera. Wohin immer der Kameramann mit der Mühle zielt, Ali haut dicht daneben. Dieses Hirn reagiert in Sekundenbruchteilen. Später, im Sparring, steht er tatsächlich bewegungslos an den Seilen, weicht nur blitzschnell den Schlägen aus. Ja, findet dazwischen noch Zeit, mit uns zu plaudern: „Ich muss meinen Weltmeistertitel wiederhaben. Wer bin ich sonst? Ein Nigger mit dicken Muskeln.“ Nachher feierliche Übergabe unseres Gastgeschenkes: eine hölzerne Kuckucksuhr aus dem Schwarzwald. Der Champ begeistert wie ein Kind. Danach Filmvorführung von Alis letztem Kampf, bevor ihm seinerzeit der Titel entzogen wurde, weil er ja den Kriegsdienst in Vietnam verweigert hatte. Mit dem berühmten gewordenen Satz, natürlich von Bundini: „I ain't got nothing against them Cong.“ Bei der Vorführung mit gesamtam Hofstaats (einschließlich dritter schöner Gattin Belinda) trägt Ali seinen neuesten kleinen Sohn Ibn Muhammad auf dem linken Arm. Während er gleichzeitig, mit der gefürchteten Rechten, seinen Filmgegner manisch behämmert. Am folgenden Abend ist Silvester. Wir wollen dem Champ eine Pause gönnen, aber Ali will den gefürchteten Trubel am New Yorker Times Square mitmachen. Trainer Dundee protestiert vergebens, schon stürzt Ali sich in seinen Privatbus und will auch selber chauffieren, klar. Gefährliche Situation, in der auch Sprücheklopfer Bundini nichts mehr einfällt. Zwei Stunden später sind wir am nächtlichen Times Square. Dort der übliche Millionenauftrieb, Ali bleibt im Dunkeln unerkannt, ist beleidigt. Was tun? Ich zücke unsere Akkuleuchte und brülle: „Hier ist der Champ, hier ist der Größte!“ In Sekundenschnelle sind wir von Tausenden tanzenden Fans umringt, die an ihm herumzupfen auf der Jagd nach Souvenirs. Wenn ihm jetzt, Gott behüte, etwas zustößt, so viel Pinkepinke besitzt unser ganzer Sender nicht, was dann an Entschädigung fällig wird.

Schon fliegen Gläser und Flaschen aus den Fenstern, einer von den Tänzern wird am Kopf blutig geschlagen. Und Ali? Trägt seelenruhig den Mann zu seinem Vehikel, und jetzt nichts wie weg. Genau einen Monat später erledigt ein wohl trainierter Ali den gefürchteten „Smoking Joe“ Frazier nach Punkten, und der Weg zur Weltmeisterschaft ist wieder offen. Ali wird sie schaffen. Wir schicken ein Glückwunschtelegramm. Die einzige Antwort, signiert Bundini, erreicht uns Monate später. Sie besagt, dass Alis Kuckucksuhr nicht mehr funktioniert, was tun?

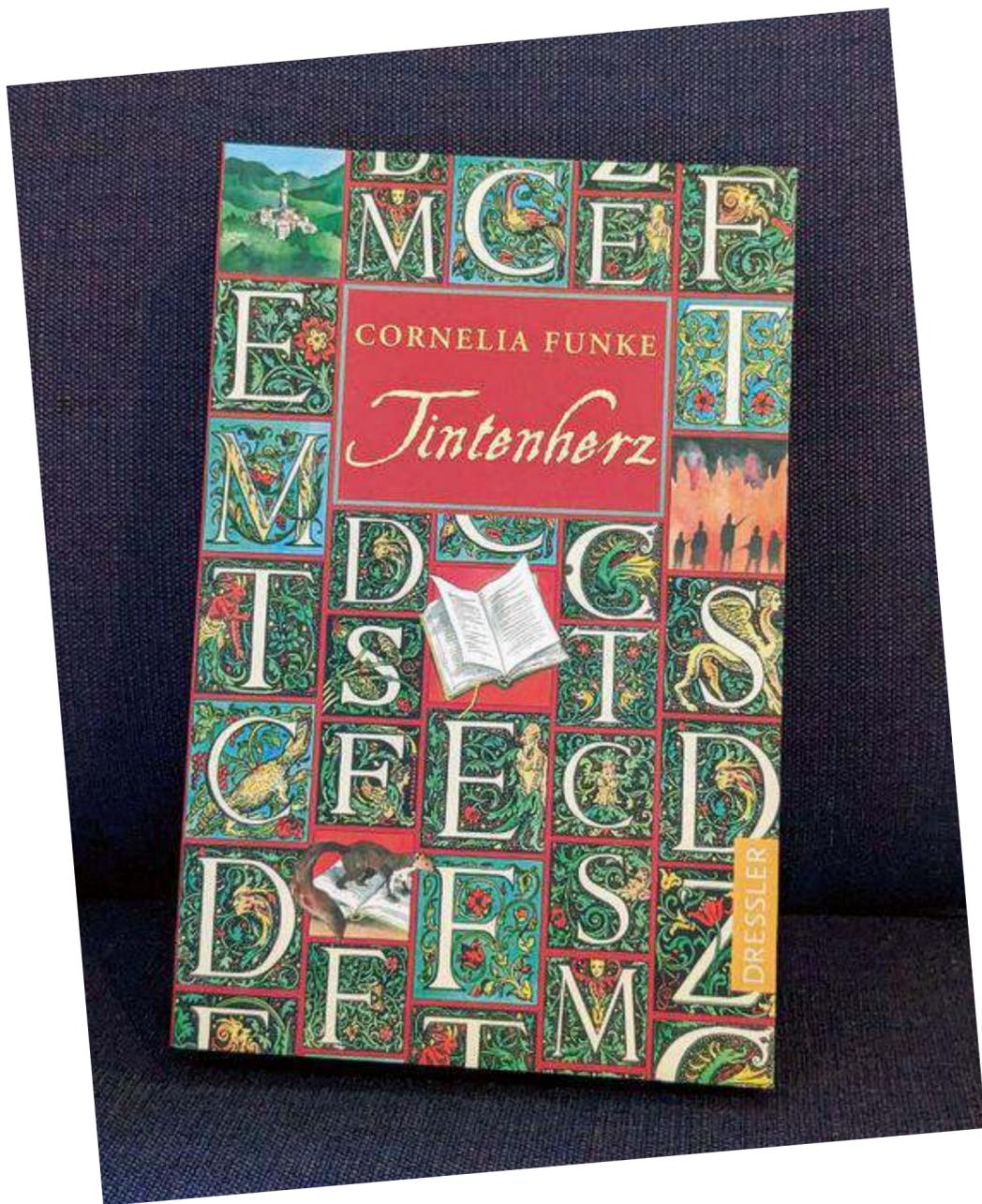
Georg Stefan Troller, 1921 in Wien in eine jüdische Familie geboren, lebt in Paris. Zu seinen wichtigsten Werken gehören rund 1500 Interviews, u. a. im Rahmen des „Pariser Journals“ und der „Personenbeschreibung“.

BIOGRAFIE IN BÜCHERN

Teresa Reichl, KABARETTISTIN

Eigentlich wollte sie Lehrerin werden, „wie so viele Kabarettisten. Das Lehramt hat was von einem Bühnenjob“, erklärt Teresa Reichl. Man müsse in beiden Berufen gern vor Leuten sprechen und unterhalten können. „Obacht, I kann wos“ heißt das erste Bühnenprogramm der 1996 geborenen Niederbayerin. Gab es Vorbilder für die Bühne? „Ich bin schon als Kind in viele Kabarettprogramme mitgegangen und mit den bayerischen Ikonen groß geworden: Constanze Lindner, Christian Springer, Michael Altinger.“ „Obacht“ könnte auch Reichls Motto sein, wenn sie zigtausend Followern bei Instagram, TikTok oder YouTube in adäquater Sprache erklärt, welche Klassiker warum „overrated“ sind: Goethes Werther? Zu viel toxisch-männliche Egozentrik! Kleists „Marquise von O.“? „Wird nur wegen des fucking Gedankenstrichs gelesen“ (der eine Vergewaltigung impliziert). Und Thomas Manns „Tod in Venedig“? „Niemand braucht die Geschichte eines Typen, der sich in einen 14-Jährigen verliebt und sich deswegen zum Affen macht. Homosexualität wird mit Pädophilie verbunden und hinter Ästhetizismus versteckt.“

Schulen betritt Reichl, die in Regensburg lebt, studierte Germanistin und Inhaberin eines Staatsexamens für das Lehramt in Bayern ist, nur noch für Poetry-Slam-Workshops, in denen sie Jugendlichen vor allem eine Botschaft vermitteln will: „Es gibt Literatur von allen und über alle, alle Geschichten sind es wert, erzählt zu werden.“ Gerade hat sie ein erfrischendes Buch veröffentlicht: „Muss ich das gelesen haben? Was in unseren Bücherregalen und auf Literaturlisten steht – und wie wir das jetzt ändern“ (Haymon Verlag) ist eine programmatische Absage an den klassischen Kanon. Die Schule sei „für viele Jugendliche der erste und wichtigste Kontakt mit Literatur“. Das könne viel ermöglichen, aber auch viel kaputt machen. Welche Bücher empfiehlt Reichl? Was hat ihr Leseleben geprägt? Das erklärt sie nachstehend mit eigenen Worten. PROTOKOLL: MARC REICHWEIN



5

**Fredrik Backman:
Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid**

Es geht um Elsa, Elsa ist fast acht und soll Leuten Sachen von ihrer Oma ausrichten. Elsa ist wahnsinnig schlau und genervt von vielen Erwachsenen, die es nicht sind. Das Buch ist ein richtig unterhaltsamer Schmöcker, an vielen Stellen musste ich beim Lesen laut auflachen. Am Anfang ist die Geschichte verwirrend, denn sie hat viele Figuren, spielt in einem Wohnblock, einem Hochhaus. Doch am Ende laufen alle Fäden zusammen, denn die Oma hatte einen Masterplan. Was würde ich geben, um dieses Buch noch einmal zum ersten Mal zu lesen!

6

**Angie Thomas:
The Hate U Give**

Als ich während meines Studiums „Hiwi“ am Lehrstuhl für Didaktik war, bekam ich es mit vielen Jugendbüchern zu tun. Der Roman „The Hate U Give“ von Angie Thomas wurde 2018 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Ich kann ihn allen, die mit 15 etwas auf Englisch lesen wollen, im Original empfehlen. Die 16-jährige Starr muss zuschauen, wie ihr Kumpel von der Polizei erschossen wird, und die ganze Familie beschließt, dass sie niemandem erzählen soll, dass sie dabei war. Es ist ein Buch, das von einer schwarzen Lebensrealität erzählt – und damit über Rassismus aufklärt. Ich wenigstens hatte nicht auf dem Schirm, wie tief das alles sitzt.

1

**Cornelia Funke:
Tintenherz**

Erzählt wird eine Geschichte über Leute, die Bücher lieben. In meiner Erinnerung ist es das erste Buch, das mich komplett aus meiner realen Welt herausgerissen hat. Ich habe es direkt zweimal hintereinander weggelesen, denn es ist schlichtweg genial – ein Buch über ein Buch namens „Tintenherz“. Wenn der Vater daraus vorliest, können Leute in dem Buch verschwinden; umgekehrt hat er die Gabe, Menschen und Sachen aus dem Buch herauszulesen. „Tintenherz“ ist der Auftaktband zur „Tintenwelt“-Trilogie. Was habe ich diese Buchreihe verschlungen als Jugendliche! Wie alles, was Cornelia Funke geschrieben hat. Ich liebe auch das Hörbuch. Nur die „Tintenherz“-Verfilmung werde ich nie verkraften, die war wirklich ganz schlimm und ganz schlecht. Ein Trauma für viele. Generell bin ich gegenüber Literaturverfilmungen skeptisch und mache das oft an Kleinigkeiten fest. Selbst wenn für die Leinwand ein Detail aus sehr validen Gründen rausfallen musste, werde ich sehr wütend.

2

**Erich Maria Remarque:
Im Westen nichts Neues**

In der Schule nähert man sich dem Thema Krieg hauptsächlich über Sachtexte. Einen Roman zu lesen und zu wissen, dass dahinter eine persönliche Erfahrung steckt, geht einem ganz anders nahe. Die Jungs, die damals in den Ersten Weltkrieg geschickt worden sind, waren 17. Ich war 15 oder 16, als ich das Buch gelesen habe. Es hat mich wahnsinnig mitgenommen und beeindruckt. Ich werde nie vergessen, dass meine Ausgabe einen so seitenstarken Anhang hatte, dass ich gar nicht darauf vorbereitet war, dass der Roman plötzlich endete, mit Pauls Tod und dem lakonischen Satz: „Er fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Weltfront, daß der Heeresbericht sich nur auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden.“ Daraufhin habe ich um drei Uhr morgens so sehr Rotz und Wasser geheult, dass meine Eltern wach geworden sind. Die aktuelle Romanverfilmung habe ich trotz der vier Oscars noch nicht gesehen. Ich glaube, dafür muss ich in der Stimmung sein.

3

**Jurek Becker:
Jakob der Lügner**

Es ist phänomenal, was manche Schullektüren in einem persönlich bewirken können. Jurek Becker hat mich sehr bewegt. Allein die Aufzählung, was Jüdinnen und Juden im Ghetto alles verboten ist: Ringe, Tiere und sogar Bäume! „Aber warum verbieten sie uns die Bäume?“, lautet eine der Fragen, mit denen mich das Buch gleich auf den ersten Seiten gepackt hat. Überhaupt die Sprache! Ich hatte vorher noch nie ein Buch mit so langen Sätzen gelesen. Ebenso die Erzählkonstruktion! Erzähler ist eine Person, die die Geschichte von Jakob erzählt bekommen hat. Dass jemand anfängt zu lügen, damit es anderen besser geht, ist der Clou dieser Geschichte. Jakob lügt, weil er ein guter Mensch ist.

4

**Mariana Leky:
Was man von hier aus sehen kann**

Diesen Roman lese ich bestimmt einmal pro Jahr. Er funktioniert wie eine Tasse Tee und eine kuschelige Decke. Die Geschichte zum Lachen und zum Weinen spielt auf einem Dorf im Westerwald und wird wie eine Fabel erzählt. Es ist keine Fantasy, aber gerade weit genug weg von der Realität, um die perfekte Weltflucht zu bieten. Manche Leute im Dorf besitzen gar keine Namen, sondern heißen einfach „Der Optiker“. Leky hat einen feinen Erzählstil, den man entweder ganz toll findet oder hasst. Man weiß das nach zwei Seiten. Bücher zu lesen, deren Plot ich durch frühere Lektüren schon kenne, stört mich überhaupt nicht. Im Gegenteil. Es entspannt mich, weil ich weiß, was passiert. Die aktuelle Verfilmung habe ich noch nicht gesehen – einfach weil ich Angst habe, dass sie mir das Buch kaputt macht.

7

**Nicole Seifert:
Frauenliteratur**

Im Germanistikstudium war ich oft die nervige Studentin, die nach mehr Werken von Frauen gefragt hat, etwa aus der Epoche der Aufklärung. Als Antwort bekam ich immer zu hören: „Aber es gibt ja nichts.“ Dank des Buches von Nicole Seifert weiß ich heute, dass das Quatsch ist. Man sollte seine Dozenten immer mit Gegenbeispielen konfrontieren, etwa „Panthea“ von Luise Gottsched. Der Kanon, so viel ist mir schon klar, wird sich nicht von heute auf morgen ändern. In einer utopischen Welt sollte es uns völlig wurst sein, wer ein Buch geschrieben hat. Aber so weit sind wir gesellschaftlich noch nicht. Mein großer Appell an Lehrkräfte, Verlage und Schulbuchverlage wäre: Wenn ihr ein bestimmtes Thema behandelt, schaut, dass es Stimmen aus erster Hand sind. „Jakob der Lügner“ von Jurek Becker ist in Sachen Antisemitismus definitiv authentischer als „Der Junge im gestreiften Pyjama“ von John Boyne. Und Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie“ von 1895 erzählt uns womöglich mehr über die Frau in der Gesellschaft als Fontanes „Effi Briest“.

Abgezeichnet von: Chef vom Dienst Artdirector Textchef Chefredaktion